

Sezession



Elite

Autorenportrait
Henry de Montherlant

Karlheinz Weißmann
Elite-Denker

Thomas Bargatzky
Soziale Siebung

Jörg Soldan
Eliteeinheiten

Götz Kubitschek
Wahrnehmungselite

30

Juni 2009
10 EURO
ISSN 1611-5910
www.sezession.de

Sezession

Herausgegeben vom
Institut für Staatspolitik (IfS)

Unter Mitarbeit von Wolfgang
Dvorak-Stocker, Ellen Kositzka,
Götz Kubitschek (verantwortlich),
Erik Lehnert und Karlheinz
Weißmann.

7. Jahrgang, Juni 2009, Heft 30

Sezession erscheint im Februar,
April, Juni, August, Oktober und
Dezember. Der Preis für das
Einzelheft beträgt 10 € zzgl. Ver-
sandkosten. Wer Sezession für
mehr als lesenswert hält, kann ein
Förderabonnement (75 €/sechs
Hefte) zeichnen. Das normale Jah-
resabonnement (sechs Hefte)
kostet 45 €, ermäßigt 30 € (junge
Leser in Ausbildung), jeweils inkl.
Versand. Auslandsabonnenten be-
zahlen zusätzlich 10,- € Porto im
Jahr. Wird das Abonnement nicht bis
zum 30. November gekündigt, ver-
längert es sich um ein weiteres Jahr.

Alle Rechte für sämtliche Artikel
im Heft vorbehalten. Für Anzeigen-
kunden gilt die Preisliste Nr. 8
vom März 2008.

Manuskripte sind stets willkom-
men und sollten für einen Kurzbei-
trag 8.500, für einen Grundlagen-
beitrag 14.500 Zeichen (inkl. Leer-
zeichen) umfassen.

Satz & Layout:
satz@sezession.de

Sezession
Rittergut Schnellroda
06268 Albersroda
Tel/Fax: (03 46 32) 9 09 42

redaktion@sezession.de
vertrieb@sezession.de
www.sezession.de

Postbank Leipzig
BLZ 860 100 90
Kto 913 644 908

ISSN 1611-5910

Motiv der Titelseite:
Sascha Schneider: *Hohes Sinnen*, Ölgemälde.

In der Mitte des Heftes finden Sie diesmal
Bildtafeln mit Trägern des »Pour le Mérite«.

1 Editorial

Thema

- 2 **Autorenportrait de Montherlant**
Alain de Benoist

- 8 **Elite-Denker**
Karlheinz Weißmann

- 12 **Soziale Siebung – eine Konstante**
Thomas Bargatzky

- 16 **Wahrnehmungselite**
Götz Kubitschek

- 20 **Der Typ Heydrich**
Günther Deschner

- 24 **Militärische Elite**
Jörg Soldan

- 30 **Elitendebatte**
Karlheinz Weißmann

- 32 **Backelohren und Bekenner**
Baal Müller

- 33 **Normalismus in der BRD**
Adolph Przybyszewski

Freier Teil

- 34 **Kalter Kaffee, Kalter Krieg**
Thorsten Hinz

- 36 **Berliner Hürdenlauf**
Erik Lehnert

- 37 **Bündnisträumereien**
Wiggo Mann

- 38 **25. Todestag Franz Fühmann**
Ellen Kositzka

- 39 **Erik von Kuehnelt-Leddihn**
Georg Alois Oblinger

Dienste

- 40 **Rezensionen**

- 48 **Vermischtes**

Theorie

- 52 **Der Westen und der Islamismus**
Siegfried Gerlich

- 56 **Begriffe**

Editorial

von Karlheinz Weißmann

10 cm = 2000 Euro, mit dieser Formel brachte das *Manager-Magazin* vor ein paar Jahren den Sachverhalt auf den Punkt, daß ein Mehr an Körpergröße auch ein Mehr an Gehalt bedeutet, jedenfalls in der wirtschaftlichen Führungsschicht: »Betrachtet man zwei ansonsten gleich qualifizierte Männer, die sich lediglich in ihrer Körpergröße um zehn Zentimeter unterscheiden, so schlägt der Höhenvorteil übers Jahr gerechnet mit etwa 2000 Euro zu Buche«, äußerte der Ökonom Guido Heineck. Er bestätigte damit nur, was auch sonst empirisch nachgewiesen ist: daß Körpergröße direkte Auswirkungen auf Stärke, Selbstbewußtsein und Durchsetzungsvermögen der Individuen zeigt, weshalb in den Eliten wahrscheinlich mehr Hochgewachsene zu finden sind als in der Durchschnittsbevölkerung.

Dieser Sachverhalt entspricht unserem Alltagswissen, wird aber ebenso ungerne thematisiert wie etwa der Einfluß von Schönheit auf Lebenschancen. Das eine wie das andere widerspricht dem egalitären Zeitgeist, aber auch der Annahme umfassender Konstruierbarkeit und zuletzt einem diffusen Gerechtigkeitsgefühl. Ein mächtiges Tabu verbietet, den Zusammenhang zwischen gesellschaftlicher und biologischer Siebung herzustellen. Aber wie jedes Tabu verliert auch dieses mit der Zeit seine Kraft, werden die Wächter nachlässig, wenn es darum geht, alle Bereiche im Blick zu behalten. Die Vor- und Frühgeschichte ist so ein Bereich. So hat der kanadische Anthropologe Brian Hayden unlängst in einem Essay über den Ursprung der menschlichen Ungleichheit auf zwei Sachverhalte hingewiesen: 1. Es hat niemals eine Gesellschaft der Gleichen gegeben, 2. allerdings hat sich das menschliche Zusammenleben erst im Laufe des Paläolithikums stärker hierarchisiert und damit zur Entstehung von Eliten geführt, die ihre Stellung auf eine Art und Weise befestigten, die bis heute keine grundlegende Änderung mehr erfahren hat (Reichtum, Zugang zum Metaphysischen, Verfügung über die kulturellen Werte, Besitz von Prestigeobjekten).

Hayden glaubt, daß die Ursache des Wandels in der Fähigkeit des altsteinzeitlichen Menschen lag, sich mit Nahrung zu bevorraten. Das emanzipierte ihn von den Bedingungen, die sonst für die »Allesfresser« in der Natur galten, und gab ihm die Möglichkeit, mit ganz anderem Erfolg als das Tiere können, für seine Nachkommen zu sorgen. Die »Investition in die Kinder« hat nach Hayden eine gesellschaftliche Strategie der Eliten bedingt, deren Status durch ebenbürtige Heiraten abzusichern und damit zur Entstehung mehr oder weniger geschlossener Klassen geführt.

Man könnte diese These Haydens noch erweitern durch den Hinweis auf die Forschungen des Mainzer Paläogenetikers Joachim Burger. Im Hinblick auf den Ursprung der heutigen Mittel- und Nordeuropäer vertritt er die Meinung, diese seien aus einer Population hervorgegangen, die sich gegen den Rest der neolithischen Bevölkerung aufgrund einer physischen Fähigkeit durchsetzte: Sie konnten auch als Erwachsene Milch verdauen. Für Burger ist »wahrscheinlich, daß die heutigen Nord- und Mitteleuropäer eine kleine Gruppe von milchtrinkenden Viehbauern des fünften vorchristlichen Jahrtausends als ihre Vorfahren bezeichnen können«. Ihnen gelang, die Sterblichkeit der Neugeborenen ganz wesentlich zu reduzieren, weil sie ihren Nachkommen einen entscheidenden biologischen Vorteil weitergegeben hatten.

Autorenportrait: Henry de Montherlant

von Alain de Benoist

Roman, Novelle, Essay, Erzählung, Lyrik, Notizen, Bühnenstück: kaum ein literarisches Genre, das Montherlant ausgelassen hätte. Und immer fand er in seinem eigenen Leben die wichtigste Inspiration für sein Wirken – nicht in einer oberflächlich-narzißtischen Weise (wie so viele heutige Autoren), sondern indem er dem am eigenen Leibe Erfahrenen höhere Bedeutung beimaß.

Henry (Millon) de Montherlant kam am 20. April 1895 in Paris zur Welt – bisweilen sollte er den 21. April als sein Geburtsdatum angeben, damit es auf das traditionelle Gründungsjubiläum Roms falle. Sein Vater entstammte einem picardischen Adelsgeschlecht, seine Mutter war katalanischer Herkunft. Nach dem frühen Tod des Vaters blieb seine Bildung und Erziehung der Mutter überlassen, die ihm schon in sehr jungen Jahren die Lust an der Literatur vermittelte. Henryk Sienkiewicz' Geschichtswälzer *Quo Vadis?* hinterließ nicht nur einen lebenslangen Eindruck, sondern weckte auch sein Interesse für die römische Antike, als Heiden und Christen einander in ständiger Konfrontation gegenüberstanden. In diesem Buch sind bereits Topoi präsent, mit denen er sich in seinem eigenen Werk immer wieder auseinandersetzen sollte: das antike Rom, Stiere, Freundschaft und Selbstmord. Über seine Kindheit sagte er später: »Ich war so besessen von meinen Römern wie Don Quichotte von seinen Helden des Rittertums.«

Sein Ausschluß vom Collège Sainte-Croix in Neuilly-sur-Seine lieferte ihm den Stoff für gleich zwei Werke, das Theaterstück *La ville dont le prince est un enfant* (1951, dt. *Die Stadt, deren König ein Kind ist*) und den Roman *Les garçons* (1969, dt. *Die Knaben*), in denen er die Themen religiöser Erziehung und »spezieller Freundschaften« zwischen Jungen im Alter von 14 bis 16 Jahren verknüpft. »Alle Freundschaften, die von der Geschichte überliefert worden sind«, schrieb er, »hatten ihren Ursprung in der Schule oder auf dem Schlachtfeld.«

Pierre Sipriot: *Montherlant sans masque*, 2 Tle, Paris 1990.



*Vivere pericoloso –
gefährliches Leben;
Stierkampf, Zeichnung
von Montherlant*

In den Schriften Friedrich Nietzsches und Maurice Barrès', mit denen er seinen jugendlichen Lesehunger stillte, fand Montherlant ein Tapferkeitsideal und eine Initiation in die Ethik der Ehre. Im Ersten Weltkrieg wurde er 1916 zunächst zum Ersatz-, dann zum aktiven Kriegsdienst eingezogen. Die Verwundung, die er dabei erlitt, fand Eingang in sein 1914 entstandenes Frühwerk *L'exil* und in seinen 1922 erschienenen Debütroman *Le songe*. Nach Kriegsende wird er Sekretär des Vereins Œuvre de l'Ossuaire de Douaumont und veröffentlicht einen bemerkenswerten Totengesang, den *Chant funèbre pour les morts de Verdun* (1932 in *Mors et vita* nachgedruckt).

Der Text ist eine lange Meditation über den Tod, in der Montherlant *en passant* Fritz von Unruh und Goethe zitiert. »Alles, was den Menschen ausmacht, kommt in drei Monaten Krieg stärker zur Geltung als in einem ganzen Leben zu Friedenszeiten«, sagte er an anderer Stelle. Dabei hütete er sich wohlweislich, den Krieg zu verherrlichen: »Wenn man den Krieg abschaffen will, muß man beherzten Männern, vor allem jungen Menschen, etwas Gleichwertiges bieten ... Man muß zu Friedenszeiten die Kriegstugenden erwecken ... Ich fordere einen Frieden, in dem wir systematisch sämtliche Anlässe heraufbeschwören, Mut und Selbstaufgabe zu zeigen.« Unweigerlich fühlt man sich an Ernst Jünger erinnert.

In den 1920er Jahren wandte sich Montherlant dem Sport zu, insbesondere der Leichtathletik und dem Fußball, die er unter das Zeichen des »Gottes der Freundschaft« stellte. In den Stadien glaubte er die Brüderlichkeit der Schützengräben wiederzufinden, in *Les Olympiques* zelebrierte er die Tugenden des nackten Körpers, sportlich und mannhaft, und die Schönheit femininer Gesichter »ausgebreitet wie das Meer«. Auch im Stierkampf, der ihn stets fasziniert hatte, versuchte er sich, sah er ihn doch einem religiösen Opfer gleich. So trat er selber in der Arena gegen die *toros* an. Als Bewunderer der Mittelmeer-Zivilisationen – der römischen natürlich, aber auch der Spaniens und der arabischen Welt – unternahm er zahlreiche Reisen dorthin. In Sevilla entstand *Les Bestiaires* (Tiermenschen), sein erster literarischer Erfolg. Nach Marokko und Tunesien verbrachte er mehrere Jahre im Algerien der Kolonialzeit, wo er in den 1930er Jahren André Gide in der Hauptstadt Algiers kennenlernte. Seine Liebe zu Knaben, deren Enthüllung nach seinem Tod skandalisiert werden sollte, lebte er dort freizügig aus. Aber er schrieb auch einen dicken »antikolonialistischen« Roman, *La rose de sable* (*Die Wüstenrose*) mit einem jungen Offizier der französischen Armee als Helden, in dem er die Exzesse der Kolonisation anprangerte. Davon erschienen später Fragmente, doch das gesamte Werk wurde erst 1968 veröffentlicht. Montherlant selbst war es, der vor einer Publikation zurückschreckte, fürchtete er doch, sie hätte »den Interessen eines geschwächten Frankreich geschadet«. Seine Kritik



Porträt von Pierre-Yves Trémois

Karl Epting: *Frankreich im Widerspruch*, Hamburg 1943.

am Kolonialismus kam in der Korrespondenz zum Ausdruck, die er mit dem Heereskommandanten Paul Oudinot unterhielt, selber ein offener Gegner des Kolonialismus.

Seine ersten Werke mußte Montherlant noch auf eigene Kosten veröffentlichen, nachdem sie von Verlagen abgelehnt wurden. Doch erlangte er schnell Berühmtheit, als *Les célibataires* (*Die Junggesellen*) 1933 mit dem Großen Preis der Académie française ausgezeichnet wurde. Die vier Bände des Romanzyklus *Jeunes filles* (*Die jungen Mädchen*) wurden über 1,5 Millionen Mal verkauft und machten ihn weltweit bekannt. Diese Werke brachten ihm dauerhaft – und durchaus nicht zu Recht – den Ruf eines Frauenhassers ein. In Wahrheit gilt sein Interesse zuvörderst einer psychologischen Analyse des weiblichen Gemüts sowie dessen, was es vom männlichen Gemüt unterscheidet. Er geriert sich keineswegs als Frauenfeind (im übrigen hatte er sein Leben lang zahllose Bewunderinnen, und gerade seinen Leserinnen verdankte er den Erfolg der *Jeunes filles*), sondern vertritt vielmehr die Ansicht, daß Männer und Frauen gewissermaßen unterschiedlichen Spezies angehören – und daß die Ehe ein Gefängnis sei, in das der Held des Romanzyklus, Pierre Costals, sich einzutreten weigert. Darin glich er Montherlant selber, der 1934 seine Verlobung brach.

Montherlant war Patriot, ohne je Nationalist zu sein – er liebte Frankreich, so wie Cato der Ältere sein Vaterland liebte – und ohne sich je politisch zu engagieren. Dennoch äußerte er sich in einigen Aufsätzen aus den 1930er Jahren kritisch gegenüber dem nationalsozialistischen Deutschland und sprach sich mit deutlichen Worten gegen das Münchner Abkommen aus. Sein 1936 erschienenes Buch *L'équinoxe de septembre* stand unter der deutschen Besatzungsherrschaft auf dem Index. Ein anderes Werk dagegen, dessen Titel *Le solstice de juin* auf das vorherige anspielte, handelte von der Schlacht um Frankreich im Mai/Juni 1940 und trug ihm den Ruch eines Kollaborateurs ein. Dort beschreibt er das Hakenkreuz als neuen Avatar der »Sonnenrunne« und feiert das Heldentum einzelner, das uns einzig gestatte, »Dingen zu entkommen, die nicht von uns abhängen«. Während der Besatzung hielt er sich von der Politik fern, lehnte 1941/42 eine Teilnahme am Kongreß europäischer Schriftsteller in Weimar ab, beteiligte sich jedoch rege am literarischen Leben und pflegte enge Beziehungen zu einigen Mitgliedern des Deutschen Instituts. Heinz-Dieter Bremer etwa, der 1943 an der Ostfront fiel, übersetzte mehrere Bücher Montherlants. Nach der Befreiung geriet er deswegen in Mißkredit.

Nach Kriegsende schrieb de Montherlant vermehrt fürs Theater. Nach dem ungeheuren Erfolg seiner *Reine morte* (1942, *Die tote Königin*) nutzte er Stücke wie *Malatesta* (1946), *Le maître de Santiago* (1947, *Der Ordensmeister*), *Port-Royal* (1954, *Port-Royal*), *Brocéliande* (1956), *Don Juan* (1956, *Don Juan*), *Le cardinal d'Espagne* (1960, *Der Kardinal von Spanien*, das am 21. April 1967 zum Zeitpunkt von Adenauers Beerdigung im deutschen Fernsehen gezeigt wurde) und *La guerre civile*, um eine überhebliche Moral vorzuführen, deren Protagonisten am Ende – von ihren Leidenschaften getrieben – verraten werden oder zugrunde gehen. Ernste Fragen geht er mit Nachdruck an. Er bringt den Konflikt zwischen Mystik und Politik auf die Bühne, die Tragödie der Gnade und jene der Macht, er zeigt, wie edle Werte in einer Gesellschaft bestraft werden, die nur das zur Entfaltung kommen läßt, was der Mehrheit gefällt. Wie er selber sagte, beschrieb er die Fehler der Menschen um so besser, als er sie zuvor an sich selber erforscht hatte.

Im März 1960 wird er in die Académie française aufgenommen, ohne darum gebeten zu haben, wie es die Konvention verlangt. Zu diesem Zeitpunkt war sein Leben und Wirken schon Gegenstand zahlreicher Bücher, und einige seiner eigenen Werke waren in Luxusausgaben mit Illustrationen bekannter zeitgenössischer Künstler (Cocteau, Mariette Lydis, Pierre-

Yves Trémois u. a.) erschienen. Zudem lagen Übersetzungen in zahlreiche Fremdsprachen, insbesondere ins Deutsche vor.

Nachdem er sein Augenlicht teilweise verloren hatte und fürchten mußte, vollständig zu erblinden, entschloß sich Henry de Montherlant zum Freitod, den er stets in Ehren hielt. Er überließ nichts dem Zufall, sondern wählte seinen Todestag mit Bedacht: Am 21. September 1972, zur Tag-und-Nacht-Gleiche, jenem Moment, in dem alle Dinge – Schatten und Licht – sich die Waage halten, schoß er sich in seinem Pariser Wohnsitz inmitten seiner antiken Büsten eine Kugel in den Kopf, starb also im Einklang mit den römischen Grundsätzen, die er zeitlebens verehrt hatte. Diejenigen, die ihm lange vorgeworfen hatten, daß er sein Leben hinter einer Maske führe, konnten nun nicht mehr leugnen, daß er sich selber treu geblieben war. So Julien Green: »Er hatte einen Charakter erfunden, der ganz Bravour und Feuer war, und er wurde ihm bis zuletzt gerecht.« Gemäß seinen Wünschen streuten sein Testamentsvollstrecker Jean-Claude Barat und sein Freund Gabriel Matzneff seine Asche auf dem Forum Romanum, auf halber Strecke zwischen dem Vesta-Tempel und dem Tempel der Fortuna Virilis.

Montherlant gehört zweifelsohne zu den ganz großen französischen Schriftstellern des 20. Jahrhunderts. Man braucht nur irgendeines seiner Bücher an beliebiger Stelle aufzuschlagen, um sich sofort von dem Reichtum und der Schönheit einer klassischen Sprache begeistern zu lassen, die er besser beherrschte als jeder andere.

Sein Leben folgte dem großen, immer wieder mißverstandenen Prinzip des Synkretismus und der getrennten Betrachtung, des Wechsels und der einander vervollständigenden Gegensätze. Diese heraklitische Sicht entlehnte er dem Schauspiel der Natur: »Die Natur wechselt zwischen Tag und Nacht, zwischen Hitze und Kälte, zwischen Regen und Trockenheit, zwischen heiterem Himmel und Unwettern.« Seitens mancher Autoren wird ihm vorgeworfen, er habe ein »Doppelleben« geführt oder sich die meiste Zeit seines Daseins »maskiert«. Tatsächlich ging er aber von dem Gedanken aus, daß die Gegensätze sich miteinander verbinden und einander ebenbürtig sind: der Tod und das Leben, Krieg und Frieden, Heroismus und Hedonismus, christliches und antikes Moralgesetz, fleischliches Glück und geistige Segnung, Inbrunst und Sinnlichkeit, Gewalt und Nächstenliebe, die Lust am Aufbau und an der Zerstörung (*aedificabo ad destruam*), das Ja und das Nein, Katholizismus und Heidentum, Tiber und Orontes, der Mut und das *Carpe diem*. Schon in *Mors et vita* heißt es: »Es gäbe keine Schatten, wenn es kein Licht gäbe, und das Licht wirkt auf den Schatten.« »Zwei entgegengesetzte Doktrinen«, erläutert er in *L'équinoxe de septembre*, »sind lediglich Abweichungen derselben Wahrheit.« Genau deswegen behauptete er, das Christentum zugleich zu billigen und zu mißbilligen, nachdem er erst dem Stoizismus, dann dem Jansenismus verfallen war. Es hatte dieser Mensch, der den Mittelmeerraum so sehr liebte, etwas Preußisches an sich, und er, der Strenge und »Reinheit« verehrte, fand viel Gefallen am Genuß. Man sagt, die Menschen glaubten nur an die Gefühle, die sie selber zu empfinden vermögen, und Montherlant hat sie alle selber empfunden.

Zuvörderst ist er ein Moralist, aber einer der besonderen Art. In seinen Werken, seien es Romane – von Frühwerken wie *Les Bestiaires* und *Les célibataires* über *La rose de sable* bis hin zu *Le chaos et la nuit* (1963, *Das Chaos und die Nacht*) oder *Un assassin est mon maître* (1971, *Ein Mörder ist mein Herr und Meister*) –, Notizen wie *Va jouer avec cette poussière* (1966, *Geh, spiel mit diesem Staub*) und *La marée du soir* (1972), Essays oder Bühnenstücke, predigt er gewiß nie das, was Nietzsche als »Moralin« bezeichnet hätte. Doch was er am meisten verachtete – und in seinen Schriften der Verachtung anheimgab –, war das Banale, die Lüge, war Gefühlsduselei, Wohlgefallen am Nützlichen, Knauerei und vor allem Niedertracht. Nicht niederträchtig sein, sondern nach Hochmut streben!

Im »Brief eines Vaters an seinen Sohn« heißt es: »Das Wesentliche ist der Hochmut. Er wird Euch Ersatz für alles andere sein. Darunter verstehe ich auch Gleichgültigkeit, denn wie soll man hochmütig werden, ohne zuvor Gleichgültigkeit zu erlangen? Der Hochmut wäre Euch Vaterland genug, hättet Ihr kein anderes. Er wird Euch das Vaterland ersetzen am Tag, an dem Euer anderes Euch fehlen wird.« Die bekanntesten Zeilen aus *La reine morte* lauten: »Ins Gefängnis! Ins Gefängnis mit der Mittel-

Pierre Sipriot: *Montherlant par lui-même*, Paris o. J.

Sonderheft »Montherlant« von *La Table Ronde* No. 155 (1960).

mäßigkeit!« *La vie en forme de proue* heißt eines seiner Bücher: »Das Leben in Bugform«; *La possession de soi-même* ein anderes: »Besitz seiner selbst«. Sich selbst zu besitzen, zu beherrschen, meint die Erhabenheit der Idee, die ein Mensch vom eigenen Ich hat. Es meint, in erhabener Höhe zu atmen. Es meint, sein Dasein inmitten der – zumeist nichtigen – Verlockungen aller Art zu besitzen und zu beherrschen, die von der Außenwelt an uns herangetragen werden.

Neben *La relève du matin* (1920) und *Les Olympiques* (1924) sind *Mors et vita* (1932) und *Service inutile* (1935, *Nutzloses Dienen*) sicherlich seine wichtigsten Essays.

In *Mors et vita* findet sich ein kurzer Text aus dem Jahr 1929, der überschrieben ist: »Ansprache an deutsche Studenten«. Die Ansprache wurde zwar in dieser Form nie gehalten, enthält aber Sätze, die Montherlant nach eigenem Bekunden ausgesprochen hätte, wenn er je nach Deutschland gereist wäre (wohin man ihn wiederholt eingeladen hatte): »Patriotismus«, heißt es dort, »ist die Achtung vor dem Feind, denn Patriotismus weiß um die Bedeutung des Vaterlands und weiß, daß sie auf beiden Seiten gleich hoch ist.« Und weiter: »Wir müssen zugeben, meine Herren, daß es eines Tages wieder unsere Pflicht sein mag, uns gegenseitig zu töten. Einem solchen Ausgang müssen wir mit Gelassenheit entgegensehen: Es gibt Schlimmeres, als zu sterben.« Bei Homer sagt Achilles zu Lykaon, als er ihn tötet: »Alla philos. – Stirb, Freund!«

Schon der Buchtitel *Service inutile* ist bezeichnend. Die Lust am Dienen verweist auf Idealismus, die Überzeugung, daß es nutzlos ist, auf Realismus. Am stärksten ist jedoch der Gedanke, daß es notwendig ist zu dienen – nicht obwohl, sondern gerade weil es nutzlos ist: eine Kritik des Nützlichkeitsdenkens, eine Apologie des umsonst Geleisteten.

Unter anderem enthält dieses Werk den bemerkenswerten »Brief eines Vaters an seinen Sohn«: »Die Tugenden, die Sie über allem anderen pflegen sollten, sind Mut, Bürgerpflicht, Stolz, Rechtschaffenheit, Verachtung, Uneigennützigkeit, Höflichkeit, Erkenntlichkeit und allgemein gesprochen alles, was man unter dem Begriff Großzügigkeit versteht.« Montherlant erläutert, daß Stolz das Gegenteil von Eitelkeit sei und die Verachtung »zur Hochachtung dazugehört«: »Man ist zur Verachtung in dem Maße fähig, wie man zur Hochachtung fähig ist.« Weiter heißt es: »Es gibt keinen ernsthaften Haß, der keine Verachtung enthält. Beispielsweise hasse ich die Deutschen nicht, weil ich sie nicht verachte. Es ist ein Zeichen für den Niedergang Frankreichs, daß es nicht mehr zur Verachtung fähig ist.« Und: »Es ist kaum von Bedeutung, ob Ihr Euren Nächsten liebt oder nicht. Aber bemüht Euch nicht um seine Liebe. Zum einen, weil derjenige, der Euch seine Liebe gibt, Euch Eure Freiheit nimmt. Zum anderen, weil das Bemühen, anderen zu gefallen, der schnellste Weg ist, schnurstracks auf die tiefste Ebene abzurutschen.«

In Montherlant vermischen sich sozusagen Elemente von Goethe, Alfred de Vigny, Ernst Jünger, Gabriele d'Annunzio, Hans Blüher und Pasolini. Wie viele Autoren des »rechten Spektrums« neigt er einem Weltbild zu, das Ethik und Ästhetik zusammenbrachte, wobei erstere oft auf letztere hinausläuft. Er zitierte gerne den Leitspruch: »Wir dienen um der Ehre und um des Vergnügens willen, nicht um des Profits willen.« Denn Ehre und Vergnügen können mit Hochmut einhergehen, während das Profitstreben unweigerlich der Niedertracht ähnelt.

»Einen freien Menschen erkennt man daran, daß er gleichzeitig oder nacheinander von den gegensätzlichen Seiten angegriffen wird«, sagte er. Und in *La guerre civile* verkündigt der Chor: »Ehrlichkeit ist das Vaterland derjenigen, die kein anderes mehr haben wollen. Und dieses Vaterland ist ein Exil.« Montherlant fühlte sich zeitlebens im Exil, und eben deswegen versuchte er sich zu schützen.

»Zehn Jahre nach meinem Tod werden mich alle vergessen haben«, prophezeite er und hatte damit nicht ganz unrecht. Ab und zu werden seine Stücke noch gespielt, aber jüngeren Generationen sind sie kaum noch ein Begriff. Die Empfindungen, die er seinen Figuren auf den Leib schrieb oder in den Mund legte, scheinen heutigen Zeitgenossen schlicht unverständlich. Wer seine Bücher erneut aus dem Regal nimmt, fühlt sich in eine andere Welt versetzt. »Alles, was nicht Literatur oder Genuß ist, ist verlorene Zeit«, sagte Montherlant. Die seine hat er weder verloren noch verschwendet, die unsere ebenfalls mit seiner Prägung versehen.

Bibliographie der deutschsprachigen Werke Montherlants:

Die Morgenablösung ohne Ort 1921

Tiermensen, zuletzt Göttingen 1998.

Nutzloses Dienen, Leipzig 1939.

Die Junggesellen, zuletzt Frankfurt a.M. 1983.

Erbarmen mit den Frauen, zuletzt Berlin 1976.

Der Dämon des Guten, zuletzt München 1963.

Die Aussätzigen, zuletzt München 1986.

Blüte im Sand, zuletzt München 1964.

Ein Mörder ist mein Herr und Meister, Frankfurt a.M. 1973.

Das Chaos und die Nacht, München 1966.

Die Knaben, zuletzt Berlin 2003.

Die Wüstenrose, zuletzt Berlin (Ost) 1984.

Theaterstücke, Köln 1962 [enthält: *Der Kardinal von Spanien*, *Port-Royal*; *Die Stadt, deren König ein Kind ist*; *Der Ordensmeister*; *Die tote Königin*]

Tagebücher 1930–1944, zuletzt München 1969.

Geb, spiel mit diesem Staub. Tagebücher 1958–1964, Köln 1968.

POLITIK UND ZEITGESCHICHTE



ISBN
978-3-902475-51-0
Trevor N. Dupuy
**DER GENIUS
DES KRIEGES**
Das deutsche
Heer und der
Generalstab
1807-1945
Übersetzt von
Dr. Franz Uhle-Wettler
440 Seiten, zahlrei-
che Abbildungen,
Hardcover
€ 29,90

Das grundlegende Buch des amerikanischen Militärhistorikers Dupuy entwirft ein großes Panorama preußisch-deutscher Militärgeschichte. Es zeigt, wie Preußen und später Deutschland aus einer totalen Niederlage gegen Napoleon das Heer im Geist der preußischen Reformer Clausewitz, Scharnhorst und Gneisenau aufbauten und der Generalstab zu einer der schlagkräftigsten militärischen Organisationen der Welt wurde. Ein Reformwerk, das in vielen Armeen der Welt bis heute fortwirkt.



ISBN
978-3-902475-17-6
Martin van Creveld
KAMPFKRAFT
Militärische
Organisation und
Leistung der deut-
schen und amerika-
nischen Armee
1939 - 1945
4. Auflage, 216
Seiten, S/W-
Abbildungen, HC.
€ 19,90

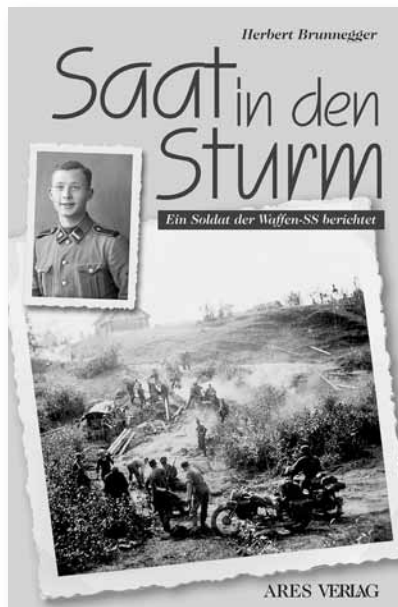
Creveld vergleicht die deutsche Wehrmacht in Sachen Organisation, Training, Lehre, Taktik und Operationskunst mit den Streitkräften der Alliierten. Sein Ergebnis: Die deutschen Streitkräfte waren militärisch vorbildlich. Martin van Creveld ist der bedeutendste israelische Militärhistoriker. Sein Buch gilt als Standardwerk über die militärische Organisation im Zweiten Weltkrieg.



ISBN
978-3-902475-54-1
Werner Bäcker
**NUR DER TOD
KANN DICH
BEFREIEN ...**
Mein Leben als
Fremdenlegionär
und Fluchthelfer
175 Seiten, Hc.
€ 19,90

Das von Irrungen
und Wirrungen
geprägte 20. Jahr-
hundert spiegelt sich
auch im Lebensweg
des Autors wider:

Nach seiner freiwilligen Meldung zur Fremdenlegion gerät er als Mitglied eines Fallschirmjäger-Eliteverbandes in einen Aufruhr, ausgelöst durch die Ankündigung, daß Frankreich sich aus Algerien zurückziehen werde. Das Regiment wird daraufhin aufgelöst. Bäcker entschließt sich frustriert zur Flucht aus der Legion ... und beginnt das riskante Leben eines Fluchthelfers, das ihm schließlich 67 Monate Haft im berüchtigten Stasi-Hochsicherheitsgefängnis Bautzen II einbringt ...



ISBN
978-3-902475-45-9
Herbert Brunnegger
**SAAT IN DEN
STURM**
Ein Soldat der
Waffen-SS
berichtet
4. Auflage,
318 Seiten, 16 S/W-
Bildseiten, Hc.
€ 29,90

Als Soldat der
Waffen-SS-Division
Totenkopf erlebte
der Autor die In-
vasion in Frankreich,

stand im Kessel von Demjansk, in der Winterschlacht von Charkow sowie bei der großen Offensive im Raum Kursk-Orel im Sommer 1943 im Einsatz. Immer wieder zu regelrechten „Himmelfahrtskommandos“ eingesetzt, macht neben dem besonderen Schicksal des Autors auch die sprachliche Kraft der Darstellung und die ungeschminkt-offene Beschreibung der Geschehnisse den außergewöhnlichen Stellenwert dieses Buches aus.

ARES VERLAG
www.ares-verlag.com

Erhältlich in Ihrer Buchhandlung oder gleich direkt im Versand über:
Bücherquelle Buchhandlungsgesellschaft m.B.H., Hofgasse 5, A-8011 Graz,
Tel.: +43/316/821636, Fax: +43/316/835612,
E-Mail: office@buecherquelle.at, www.buecherquelle.at

Elite-Denker

von Karlheinz Weißmann

Der Begriff »Elite« ist im Deutschen oft mit einem starken Pathos verbunden. Daher rührt die Neigung, von »wahren« Eliten im Gegensatz zu »falschen« zu sprechen, als »elitär« ein fehlgeleitetes Selbstverständnis zu betrachten, das jedenfalls von der erwarteten Bescheidenheit und Pflichterfüllung echter Elite zu trennen ist. Diese Ladung des Wortes hat mit der deutschen Mentalitätsgeschichte zu tun, da seit dem 18. Jahrhundert und der Krise des Adels nach immer neuen Abhilfen für die Bildung von Eliten gesucht wurde, die sich deutlich von der englischen – eine allmähliche Transformation der alten Aristokratie durch Verschmelzung mit dem neuen Besitzbürgertum – oder der französischen Konzeption – Entmachtung und partielle Vernichtung des Adels bei Schaffung einer neuen Führungsgruppe – unterscheiden sollte. Die Erwartungen, die dabei geweckt wurden, gingen häufig über das hinaus, was bestenfalls zu erreichen war, und konnten auch den Blick auf die Realität von Eliten überhaupt verstellen.

Der Terminus »Elite« kommt aus dem Französischen, wo man im 17. Jahrhundert unter Rückgriff auf das lateinische *eligere* – »auswählen« als Elite diejenigen bezeichnete, die infolge sozialer Siebung eine Sonderstellung in der Gesellschaft erlangten. Mit diesem Verständnis war im Grunde schon eine Kritik der Aristokratie verbunden, die ihre Privilegien ja daraus ableitete, daß ihre Glieder qua Geburt zu den »Besten«, griechisch *aristoi*, gehörten und nicht durch einen Akt der Willkür dazu gemacht worden waren. Die Maßnahmen der Krone zur Ergänzung des Blutadels um einen Amtsadel verschärften im Grunde nur das Problem, und der innere Verfall der französischen Führungsschicht im 18. Jahrhundert wird oft als Musterbeispiel für den Selbstmord einer Elite betrachtet.

Die Revolution hat dann neben den Utopien einer herrschafts- und also elitenfreien Gesellschaft alle möglichen Pläne zur Elitenrekrutierung hervorgebracht, die entweder an antike Muster anknüpften oder die Konstruktion einer neuen Adelsklasse für möglich hielten. Das Scheitern der

Gerd-Klaus Kaltenbrunner
(Hrsg.): *Rechtfertigung
der Elite*, Herderbücherei
Initiative, Bd 29,
Freiburg i. Br. 1979.

Gerd-Klaus Kaltenbrunner
(Hrsg.): *Elite. Erziehung
für den Ernstfall*, zuletzt
Schnellroda 2008.

zweiten Alternative unter Napoleon und die Probleme, die mit der ersten verbunden waren, zwangen in Frankreich früh zum systematischen Nachdenken über das Thema »Elite«. Das gilt einmal für die Soziologie, die sich intensiv mit dem Problem befaßte, zumal Auguste Comte der Meinung war, daß die Gesellschaftswissenschaft auch den praktischen Zweck haben sollte, einer Elite Herrschaftswissen zu liefern, die auf diese Weise die Macht über die unmündigen Massen behielt, und das gilt weiter für die Historiographie, die bei der Bilanzierung des revolutionären Jahrhunderts teilweise zu dem Ergebnis kommen mußte, daß ein gigantischer Elitenverschleiß stattgefunden hatte, der auf keinem Wege wiedergutzumachen sein würde. Unmittelbar nach der Niederlage gegen Deutschland, 1871, schrieb Ernest Renan in seinem Buch *La Réforme intellectuelle et morale*: »Der kriegerische Geist Frankreichs war germanischen Ursprungs; indem man die germanischen Elemente gewaltsam davonjagte und sie durch eine rationalistische und egalitäre Gesellschaftskonzeption ersetzte, hat Frankreich zugleich allen militärischen Geist in sich zerstört. Es blieb ein reiches Land, das den Krieg als eine Dummheit betrachtet, die sich kaum auszahlt. Frankreich ist so das pazifistischste Land der Welt geworden; alle Tätigkeit hat sich den sozialen Problemen zugewendet, dem Erwerb von Reichtum und dem Fortschritt der Industrie. Die aufgeklärten Klassen haben den Sinn für Kunst, Wissenschaft, Literatur und eleganten Luxus nicht verkümmern lassen; aber die militärische Laufbahn wurde vernachlässigt. Wenige Familien der wohlhabenden Bourgeoisie, die für ihre Söhne eine Stellung zu suchen hatten, haben die besseren Aussichten des Handels und der Industrie einem Beruf vorgezogen, dessen soziale Bedeutung sie nicht verstanden. Die Militärakademie von Saint-Cyr hatte kaum mehr als den Ausschluß der Jugend, bis der alte Adel und das katholische Lager sie zu bevölkern begannen, eine Veränderung, deren Konsequenzen sich noch nicht entfalten konnten. Diese Nation war früher glänzend und kriegerisch; aber sie war es durch Auswahl, wie ich zu sagen wage. Sie unterhielt und brachte eine verehrungswürdige Aristokratie hervor, voller Tapferkeit und Pracht, es bleibt ein Bodensatz von ununterscheidbarer Mittelmäßigkeit, ohne Originalität oder Kühnheit, ein Bürgerstand, der weder die Vorrechte des Geistes noch die des Schwertes versteht. Eine so beschaffene Nation kann auf dem Gipfel der materiellen Prosperität ankommen; sie spielt keine Rolle in der Welt mehr, sie agiert nicht mehr nach außen.«

Was Renan hier knapp zusammenfaßte, die Interpretation der Geschichte Frankreichs seit der Revolution als Konflikt zwischen der alten aristokratischen und der neuen bourgeoisen Führungsschicht, der zum Unglück für das Land mit dem Sieg des Bürgertums endete, sollte erheblichen Einfluß auf die Überzeugungen der konservativen und nationalistischen Intelligenz gewinnen und bestimmte noch Charles de Gaulle in seinen politischen Erwägungen. Man könnte Renan einen zweiten Autor, Hippolyte Taine, an die Seite stellen. Beide waren ursprünglich glühende Anhänger der »Ideen von 1789«, aber die Unmöglichkeit, das Land im Inneren zu befrieden und die dauernden militärischen Niederlagen ließen den einen wie den anderen an deren Verheißungen irre werden. In seiner großen Darstellung *Die Entstehung des modernen Frankreich* analysierte Taine die Ursachen für das Ende des *Ancien Régime* und entwickelte dabei eine neuartige Interpretation. Anders als die Traditionalisten leugnete er das Komplott, anders als die Liberalen und Demokraten bestritt er die Selbsttätigkeit der Massen. Seiner Meinung nach mußte man den Untergang der Monarchie als »langen Suizid« betrachten, herbeigeführt durch einen funktionslos gewordenen Adel, der sich dem Dritten Stand immer weiter anglich und keinesfalls bereit war, seine ursprünglichen Aufgaben wahrzunehmen. Der Ausbruch der Gewalt – »Millionen Wilder ... von einigen tausend Rednern« verhetzt – war nur der Endpunkt eines Zersetzungsprozesses, der sehr viel früher begonnen hatte. Taine hielt wie Renan den damit eingeleiteten Prozeß für fatal und hoffte zum Schluß nur noch auf ein verzweifelt Heilmittel: die Abschaffung der Demokratie und die Gründung eines »Laienklerus« von Gebildeten, der die zersetzenden Wirkungen des Radikalismus bändigen sollte. Rudolf Stadelmann hat dieses Konzept mit der Formel »Durch Aufklärung zur Reaktion« charakterisiert und gleichzeitig auf die Vergleichenheit entsprechender Vorstellungen hingewiesen.

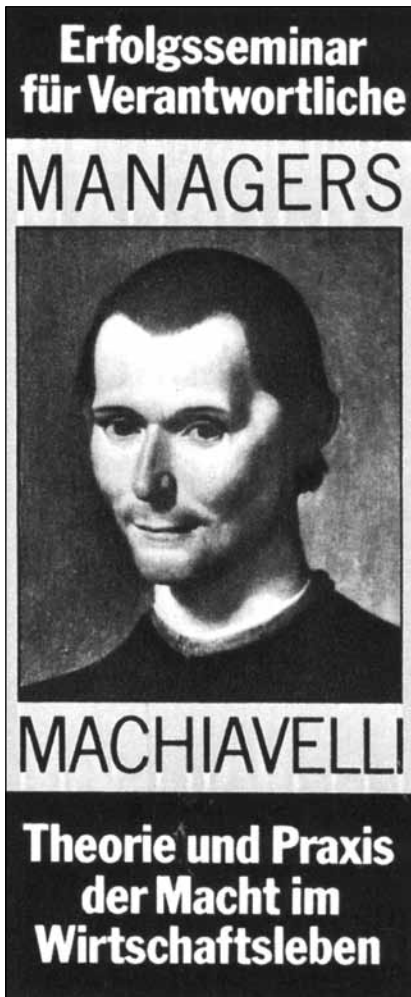
Diese Vergleichenheit hat ihre Ursache darin, daß das Moment der Zwangsläufigkeit in Dekadenz und Untergang der Eliten unterschätzt

Ernest Renan: *La Réforme intellectuelle et morale*, zuletzt Paris 2001.

Hippolyte Taine: *Entstehung des modernen Frankreich*, 3 Bde, zuletzt Leipzig 1936.

Vilfredo Pareto:
Ausgewählte Schriften,
Frankfurt a.M. 2007.

wird, jene bittere Einsicht, daß die Geschichte nichts ist als ein »Friedhof von Aristokratien«, solchen, die erfolgreich waren und solchen, die erfolglos blieben. Die Formel stammt von dem italienischen Ökonomen und Soziologen Vilfredo Pareto, der wohl eine der einflußreichsten Elitetheorien entwickelt hat, die letztlich acht Aspekte zur Interpretation historischer und sozialer Prozesse geltend macht:



Immer derselbe böse
Mann: Anzeige für ein
Manager-Seminar, 1980

Gaetano Mosca: *Die herrschende Klasse. Grundlagen der politischen Wissenschaft*, zuletzt München 1950.

1. In der Geschichte wirken nur ausnahmsweise anonyme Mächte, von Naturkatastrophen bis zum Auftreten von Rasse, Masse oder Klasse als Faktor. Im wesentlichen wird der historische Prozeß durch die Konkurrenz von Eliten bestimmt.
2. Dieser Sachverhalt ist unabänderlich. Es gibt keinen Umschlag, wie ihn Marx und Engels und später alle möglichen Vertreter der Linken prognostizierten. Die entscheidende Formulierung im *Kommunistischen Manifest* – »Alle bisherigen Bewegungen waren Bewegungen von Minoritäten oder im Interesse von Minoritäten. Die proletarische Bewegung ist die selbständige Bewegung der ungeheuren Mehrzahl im Interesse der ungeheuren Mehrzahl.« – beruht auf einer Fehlwahrnehmung der Geschichte und falscher Prophetie.
3. Der Begriff der Elite ist dabei nicht normativ, sondern deskriptiv zu verstehen: Es gibt auch Eliten der Diebe, der Prostituierten etc., es handelt sich einfach um eine mehr oder weniger geschlossene Minderheit von Führenden, die Herrschaft über die Mehrheit ausübt.
4. Jede Elite unterliegt durch langfristigen Machtgebrauch einer Degeneration; im besten Fall kann sie einzelne aus dem Kreis der Nachdrängenden kooptieren und sie dadurch ihres Angriffsgeistes berauben, im schlechteren wird sie von der Gegen-Elite aus ihrer Position vertrieben.
5. Dieser Auffassung entspricht eine »Oszillationstheorie« (Gottfried Eisermann), derzufolge die Entartung der Führungsschicht – nicht zuletzt durch Reproduktionsschwäche – zu ihrer Vernichtung und zum Aufstieg der Unterschicht – nicht zuletzt durch Reproduktionsstärke – ganz wesentlich beiträgt.
6. Das bedeutet allerdings keinen Automatismus. Es gibt zahlreiche Beispiele dafür, daß der Tod einer Aristokratie die vollständige Vernichtung eines Sozialsystems zur Folge hat. Die Gegen-Elite muß zum Risiko und zum Einsatz für ihre Ziele bereit sein.
7. Dabei sind die Tugenden der Gegen-Elite andere als die der Elite. Die Elite wird durch den »Löwen« repräsentiert, die Gegen-Elite durch den »Fuchs«; die Elite muß herrlich und fallweise grausam sein, die Gegen-Elite klug und listig.
8. Alle Behauptungen einer Elite oder Gegen-Elite, daß sie das Gemeinwohl vertrete, sind vorgeschoben. Im wesentlichen geht es immer darum, sich in den Besitz jenes *surplus* zu bringen, das Machtbesitz oder Machtgewinn verbürgt.

Pareto wollte nicht dahingehend mißverstanden werden, daß es gleichgültig sei, welche Elite die Herrschaft ausübt – er unterschied selbstverständlich zwischen tüchtigen und untüchtigen –, aber er wollte doch auf die sozialen Gesetzmäßigkeiten hinweisen, die immer hinter Aufstieg und Verfall einer Elite stehen. Daß seine Argumentation in vielem an die Machiavellis erinnert, ist kein Zufall. Er hatte von ihm schon das Bild von Löwe und Fuchs geborgt, aber auch die Grundauffassung, daß – ganz gleichgültig welche Verfassung dem Namen nach besteht – immer nur Minderheiten agieren und daß es in der Politik um nichts anderes als Machtbesitz geht.

Den Ruhm als Vater des »Neu-Machiavellismus« mußte Pareto allerdings mit seinem Landsmann Gaetano Mosca teilen. Mosca war früher als Pareto, schon 1895 in seinem Hauptwerk *Die politische Klasse*, zu dem Urteil gekommen, daß in allen Gesellschaften, von den primitivsten bis zu den fortgeschrittensten, immer eine Minderheit über die Mehrheit herrsche. Er kritisierte die klassische Staatslehre für ihre Oberflächlichkeit, insofern diese Monarchie, Aristokratie und Demokratie nach ihrem norma-

tiven Selbstverständnis unterschied, aber nicht zu bestimmen wußte, daß hinter der Fassade der Verfassungen das immer gleiche Strukturprinzip zur Geltung kam. Zwar hatten einige antike und moderne Autoren auf diesen Sachverhalt hingewiesen, ihn aber doch nicht systematisch analysiert. Das gedachte Mosca zu tun und entwickelte eine Theorie der »Politischen Klasse«, die über den Willen und die Fähigkeit verfügt, die Staatsmacht an sich zu ziehen und zu verteidigen und deren Herrschaft so lange dauert, als ihre »Politische Formel« wirkt, das heißt eine Menge an legitimierenden Behauptungen von den Beherrschten akzeptiert wird. Fällt der Glaube an »Gottes Gnade«, »des Volkes Wille«, »die Absicht der Vorsehung« hin, mag sich die Politische Klasse noch eine gewisse Zeit gewaltsam halten, aber es werden Konkurrenten aufstehen, die als Träger eines neuen Glaubens auftreten und jene vertreiben.

Der Politikwissenschaftler James H. Meisel, der eine interessante Kritik der Lehren Moscas und Paretos geschrieben hat, berichtete über seine Studienzeit im Heidelberg der zwanziger Jahre, daß dort unter den Kommilitonen der Name Moscas wie eine geheime Losung umgegangen sei. Man könnte sich eher vorstellen, daß es der Name von Robert/Roberto Michels war, der schon in seiner deutschen Zeit das »eherne Gesetz der Oligarchisierung« ausgerechnet an der egalitären Sozialdemokratie nachgewiesen hatte und sich dann nicht nur Italien samt Mosca und Pareto, sondern schließlich auch dem Faschismus zuwandte. Aber das ist für unseren Zusammenhang nicht von Bedeutung. Wichtiger erscheint, daß es in Deutschland trotz des Interesses an diesen und anderen Lehren des Neumachiavellismus gewisse Vorbehalte gab, die aus einer Reserve herrührten, auf deren Ursache eingangs hingewiesen wurde. Vor allem scheute man die nihilistischen Implikationen derartiger Modelle, die im Grunde einen blinden Ablauf der Geschichte als sinnlosen Kampf konkurrierender Minderheiten verstanden. Man kann diesen Vorbehalt sogar an Arnold Gehlen beobachten, der zu den großen Verehrern Paretos gehörte und dessen Hauptwerk gerne ins Deutsche übersetzt gesehen hätte. In einem Aufsatz aus der Nachkriegszeit schrieb er: »Ein Eliteanspruch muß ... stets durch eine Askeseforderung legitimiert sein, oder er dringt nicht durch.«

Diese Koppelung von Elite und Askese war den romanischen Theoretikern der Elite fremd, beruhte aber auf einer spezifisch deutschen, um genau zu sein: einer preußisch-deutschen Erfahrung. Das ist heute in Vergessenheit geraten, nicht nur wegen des Generalurteils über die deutsche Vergangenheit, sondern auch, weil man die deutschen Führungsschichten nur noch als Karikaturen ihrer selbst auftreten lassen will. Dagegen kann man das Gemeinte mit einem drastischen Beispiel illustrieren: Von den Gesamtmannschaften, die während des Ersten Weltkriegs dienten, fielen 13,9 Prozent, von den aktiven Offizieren und Fähnrichen 24,8 Prozent, von den aktiven Infanterieoffizieren 75,3 Prozent. Der Bogen läßt sich aber auch spannen von den Adelsreformplänen der deutschen Aufklärung und der preußischen Reformer über das humanistische Bildungsideal und die Ideen der Nietzscheaner vom »höheren Menschen« bis zu den Vorstellungen des Stauffenberg-Kreises. Das Leitmotiv war immer, eine tendenzielle Deckung zwischen sittlichem Anspruch der Elite und sozialer Exklusivität herzustellen.

Man mag das naiv nennen, muß aber doch zugestehen, daß hier eine tiefe, nicht unverständliche Sehnsucht zur Geltung kam, die akzeptabler ist, nicht nur als die machiavellistische Sicht, sondern auch als die Abgeklärtheit der Gegenwart, die die allgemeine Mittelmäßigkeit für wünschenswert, weil ungefährlich hält, und das Elitäre nur wegen seiner dekorativen Wirkung schätzt. Helmut Schmidt bemerkte aus Anlaß seines 90. Geburtstags, daß ihn die vielen Gratulationen mit Freude, aber auch mit Sorge erfüllt hätten. Diese Orientierung an einem Alten spreche dafür, daß den jüngeren Politikern etwas fehle, was man bei ihm vermute und was sich grob »Charakter« nennen lasse. Man könnte es auch noch stärker zuspitzen, in dem Sinn, in dem die Soziologin Sibylle Tönnies die Politische Klasse der Bundesrepublik charakterisierte: »Die Spezies der Politiker bildet eine negative Auswahl aus der Bevölkerung. Weil die Politiker aus den Kreisen derer rekrutiert werden, die sich von Jugend auf in den Parteien bewährt haben, derer, die den zermürbenden Hürdenlauf einer Parteikarriere schon aufgenommen haben, bevor sie überhaupt eine eigene politische Meinung entwickeln konnten, ergibt sich eine ungünstige Selektion.«

Robert Michels: *Zur Soziologie des Parteiwesens in der modernen Demokratie*, zuletzt Stuttgart 1970.

Arnold Gehlen: *Das Elitenproblem*, in ders.: *Werke*, Bd 7, Frankfurt a. M. 1978, S. 105–109.

Gllt. von Altröck: *Vom Sterben des deutschen Offizierskorps*, Berlin 1922.

Soziale Siebung – eine Konstante

von Thomas Bargatzky

In allen menschlichen Symbioseformen bilden sich Eliten heraus – jedenfalls ist den Geschichts- und Gesellschaftswissenschaften bislang kein Gegenbeispiel bekannt geworden. Elitebildung ist eine anthropologische Konstante, denn jede menschliche Gruppe »besteht aus Menschen, die sich voneinander unterscheiden, zumindest hinsichtlich ihres Geschlechts oder Alters, normalerweise jedoch auch noch in anderer Hinsicht. Eine Gruppe von Menschen ist nie nur eine Ansammlung von Individuen, deren Beziehungen zueinander ohne Belang wären. Es handelt sich vielmehr immer um einen Verband, dessen einzelne Mitglieder eine bestimmte gesellschaftliche Stellung besetzen, die bestimmte Erwartungen, Rechte und Pflichten, Privilegien und Verbindlichkeiten mit sich bringt« (Ernest Gellner). Die Personen, deren Handlungen den Normen und Werten am besten entsprechen, die sich in dem Bündel an Rechten, Pflichten, Privilegien und Verbindlichkeiten eines bestimmten Gemeinwesens ausdrücken, gehören zu dessen Elite. Zur Elite zählen in der Moderne unter bestimmten Voraussetzungen aber auch jene, die über diese Grenzen hinaus neue Wege weisen und beschreiten.

Ernest Gellner:
Nationalismus. Kultur und Macht, Berlin 1999.

Um der These Plausibilität zu verleihen, Elitebildung sei ein universelles Phänomen, müssen wir nicht alle gegenwärtigen und vergangenen Kulturen und Gesellschaften Revue passieren lassen – das wäre auch weder hier noch an anderer Stelle möglich. Ein Blick auf Polynesien möge genügen, denn seit dem Zeitalter der Entdeckungsreisen im 18. Jahrhundert dienen polynesischen Kulturen als Beispiele für die Verwirklichung der herrschaftsfreien Schlaraffenländer europäischer Fluchtphantasien. Sollte selbst in diesen »Paradiesen« Elitebildung ein durchgängiger Kulturzug sein, dann dürfte es um die Chance schlecht bestellt sein, eine realexistierende Gesellschaft ohne eine Auslese der Besten dingfest zu machen.

Nehmen wir Samoa als Beispiel. Wie alle anderen polynesischen Kulturen verfügt es über ein kompliziertes System gesellschaftlicher Ränge

und Häuptlingstitel. Wer sich als Mann dem Ethos der samoanischen Kultur gemäß in vorbildlicher Weise verhält, hat gute Chancen, einen oder mehrere Häuptlingstitel zu gewinnen. Das samoanische Ethos kondensiert sich unter anderem in zwei Sprichwörtern, die schon kleine Kinder kennen:

»Das Dienen ist der Weg zum Herrschen.«

»Ein Mensch hat mehr Wurzeln als ein Baum.«

Gehorsam gegenüber den Eltern, Respekt vor den Älteren und den Ranghöheren sind tief im samoanischen Ethos verwurzelte Grundsätze. Aus ihnen folgt die unbedingte Verpflichtung, den Eltern, der Familie, dem Clan, der Polis, den Häuptlingen, und heute auch der eigenen Kirche zu dienen. Ein Mann, der seiner Familie treu gedient hat, hat gute Chancen, von ihr eines Tages in ein Häuptlingsamt berufen zu werden. Damit eröffnet sich für ihn eine Vielfalt an Wirkungsmöglichkeiten, denn wegen des komplexen und verflochtenen Systems der Abstammungsgruppen hat er »mehr Wurzeln als ein Baum«. Diese weitverzweigten verwandtschaftlichen Beziehungen kann er wiederum ausnutzen, um sich im allgegenwärtigen Statuswettbewerb – etwa im Streben nach ranghöheren Titeln – gegenüber Mitbewerbern eine bessere Ausgangslage zu verschaffen. Die Wege zu den Titeln wirken als Filter für die Auslese der Besten, wobei hier zugleich ein allgemeiner »Mechanismus« der Elitebildung sichtbar wird: Zur Elite gehört, wer das Ethos seiner Gemeinschaft in seinem Handeln am besten verkörpert.

Der Elite-Gedanke ist also unmittelbar mit der Ethik verbunden. Das griechische Wort *ethos* bezieht sich auf Dinge wie Sitte, Brauch, Gewohnheit, Charakter, Sinnesart. Ethos ist die den Einzelnen prägende und kennzeichnende Lebensgewohnheit, deren Wert sich uns durch den Blick auf den »Bauplan« der Gesellschaft enthüllt, in der ein Mensch lebt. Die Vorstellungen darüber, was als ethisch wertvolles, was als unethisches Verhalten zu gelten habe, unterscheiden sich daher von Fall zu Fall ganz erheblich. Was zum Beispiel in den modernen nachaufklärungszeitlichen National- und Industriestaaten als korrupt gilt, ist unter vormodernen Verhältnissen nicht nur toleriert, sondern sogar geboten. Diese Behauptung kann man durch zwei idealtypische Ordnungsmodelle illustrieren, die ich vereinfacht »vormodern« und »modern« nenne. Sie sind die Grundtypen gesellschaftlicher Ordnung.

Welthistorisch betrachtet ist die »vormoderne Ordnung« der Normalfall. Sie kennt die Trennung zwischen dem Allgemeinen und Besonderen als Bereichen des Handelns nicht, sondern sie ist eine Ordnung des Status und der Privilegien. Sie wird durch ein komplexes Gefüge von Patronage-, Gefolgschafts- und Klientensystemen untermauert, die unter anderem auch durch den Code der Verwandtschaft ausgedrückt werden, wobei Verwandtschaft nicht nur als Bluts-, sondern auch als symbolische Verwandtschaft verstanden wird. Auf diese Weise sind sowohl staatenlose Wildbeutehorden und Stammesgesellschaften mit ihrem Machtgleichgewicht zwischen den einzelnen Verwandtschaftsgruppen verfaßt, als auch die hochkulturellen hierarchisch-dynastischen Reiche, deren Ordnung durch die auf göttliche Stiftungen zurückgehenden Rangabstufungen und Schichten legitimiert wird. Es gilt das Primat der primären Beziehungen. Ehre, Gegenseitigkeit, Loyalität sind Leitprinzipien des Handelns. Am meisten fühlt man sich den Nächsten verpflichtet: den Eltern, dann den übrigen Verwandten, den Angehörigen der eigenen Ethnie, des eigenen Volks. Ihnen schuldet man Loyalität und vorrangig ihnen gegenüber gilt der Grundsatz der Gegenseitigkeit. Je größer und umfassender die soziale Einheit, desto mehr nimmt der Grad an geschuldeter Loyalität und Gegenseitigkeit ab. Um den einzelnen legen sich gleichsam Kreise der Verbindlichkeitsdichte. Der Soziologe Trutz von Trotha spricht daher von einer »konzentrischen Ordnung«. Man könnte sie auch »konfuzianisch« nennen: Konfuzius schätzt beispielsweise die Loyalität gegenüber dem Vater höher ein als die Loyalität gegenüber dem Gemeinwesen, und wenn nur alle diesem »Weg« folgen würden, dann sei der Staat gesichert.

In der vormodernen Ordnung sind die territorialen Grenzen eines Gemeinwesens diffus, sie fallen mit den Grenzen der Beziehungsnetze zusammen. In der modernen staatlichen beziehungsweise nationalstaatli-

Thomas Bargatzky:
Die Weltanschauung der Polynesier unter besonderer Berücksichtigung Samoas, in: Hermann Joseph Hiery (Hrsg.): *Die Deutsche Südsee 1884–1914. Ein Handbuch*, Paderborn 2001.

Trutz von Trotha: *Die Zukunft liegt in Afrika. Vom Zerfall des Staates, von der Vorherrschaft der konzentrischen Ordnung und vom Aufstieg der Parastaatlichkeit*, in: *Leviathan* 28 (2000), S. 253–279.

chen Ordnung nimmt dagegen eine sozial mobile anonyme Masse an derselben »Hochkultur« teil und identifiziert sich gleichzeitig stark mit den politisch definierten Grenzen ihres Gemeinwesens. In ethischer Hinsicht gilt das *Primat des Allgemeinen*: Der Einzelne hat sich den Belangen des Staates, der Nation – also dem Allgemeinen – unterzuordnen.

Zur Elite zählt nach den Maßstäben der konzentrischen Ethik derjenige, dessen Handeln den Leitwerten Gegenseitigkeit, Loyalität, Fürsorge, Gefolgschaft, Mehrung der Ehre der Gruppe am besten entspricht. Um auf das Beispiel Samoa zurückzukommen: Das samoanische Wort für Gegenseitigkeit ist *alofa*, Liebe; damit ist aber nicht die geschlechtliche Liebe gemeint, sondern die durch Dienen und Fürsorge gezeigte, *pfllichtgemäße* Verbundenheit zwischen Alt und Jung, Hoch und Niedrig, Eltern und Kindern im Rahmen ineinander verschachtelter Kreise einer konzentrischen Ordnung.

Charles King: *The Organization of Roman Religious Beliefs*, in: *Classical Antiquity* 22 (2003), S. 275–312.

Die Römer bezeichneten diese Daseinshaltung als *pietas*. Zur Elite gehörte, wer dem Pietas-Ideal am markantesten entsprach – innerhalb seiner Gesellschaftsschicht. Fromm (*pius*) zu sein bedeutete nicht einfach, einer Autorität gegenüber gehorsam zu sein, sondern seine Verpflichtungen in einer auf Dauer und Gegenseitigkeit angelegten Beziehung zuverlässig zu erfüllen. Die Verpflichtungen, die man einging, galten während der gesamten Dauer einer Beziehung, die oft von langer Dauer war und sogar über die Beziehung einzelner Personen hinaus galt. Sie bezog sich auf Gruppen und Familien, auch auf die Beziehung von Individuen und Kollektiven zu den Göttern. Solche Beziehungen waren idealiter unauflöslich. Wer seine Pflichten erfüllte (Gefolgschaft, Abgaben, Unterstützung, Opfer), durfte auf Gegenseitigkeit rechnen, das heißt die andere Seite der Beziehung mußte ihren Verpflichtungen ebenfalls nachkommen. Nach dem Muster des Modells persönlicher reziproker Beziehungen der Unterstützung, des Gehorsams und der Hilfe seitens der Kinder und des Schutzes sowie der Fürsorge seitens der Eltern wurden auch die Beziehungen zu Kollektiven und sogar den Göttern geformt: Dem Vollzug der den Göttern zustehenden Opfer wurde mit göttlichen Segnungen geantwortet (Regen, Fruchtbarkeit von Acker, Mensch und Tier, Beistand und Sieg im Krieg). Auf *pietas* beruhende Beziehungen sollten verlässlich sein; kam eine der Seiten ihren Verpflichtungen nicht nach, hatte dies negative Sanktionen zur Folge. Dies gilt auch für die Beziehungen zwischen Mensch und Gottheit.

Die moderne Gesellschaft, die sich in Europa seit dem 17. Jahrhundert herausgebildet hat, stellt die Verhältnisse, das Ethos und damit auch die Form der Elitebildung, wie sie sich in der konzentrischen Ordnung herausgebildet hat, geradezu auf den Kopf. Die individualistische und universelle Vernunft der Aufklärung leitete die Pflichten und damit die Verwirklichung des Menschen nicht mehr vom gesellschaftlichen Status ab, sondern von der allen gemeinsamen Menschlichkeit. Sie war daher gegenüber dem Faktor der Kultur letztlich blind und bekämpfte die konzentrische Ordnung der vorausgegangenen Geschichtsperioden. Die intermediären Instanzen zwischen Individuum und Staat wurden abgeräumt und die konzentrische Ethik durch das Primat des Allgemeinen ersetzt. Die Menschenrechte wurden auf den Thron gesetzt. Zur Elite in Politik, Wirtschaft und Gesellschaft zählte von nun an, wer dem Primat des Allgemeinen und den Modernitätsgesetzen am besten entsprach. Das soll anhand zweier Beispiele verdeutlicht werden.

Everett M. Rogers: *Diffusion of Innovations*, New York 1983.

Moderne Gesellschaften beruhen nicht nur auf wirtschaftlichem, technischem und wissenschaftlichem Wachstum, sie legitimieren sich auch durch Wachstum. Regierungen, die für das wirtschaftliche Wachstum sorgen, beziehen daraus einen Teil ihrer Legitimität. Wachstum bringt Innovationen mit sich – neue Berufe und Arbeitsfelder entstehen, alte sterben aus. Die für die agrarische Gesellschaft mit ihrer konzentrischen Ordnung charakteristische Stabilität der sozialen Beziehungen und der Tätigkeiten weicht der beständigen sozialen und beruflichen Mobilität. »Wandel« lautet das moderne Credo; die Neuerung ist *an sich* wertvoll. Die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Statusgruppe, Schicht oder Kaste ist unter diesen Bedingungen nicht mehr das entscheidende Kriterium für die Besetzung einer Arbeitsstelle. Begabung und Qualifikation geben – jedenfalls idealiter – den Ausschlag. Der Innovator darf daher in der Regel mit gesellschaftlicher Anerkennung rechnen. Er zählt zur neuen Elite der modernen Gesellschaft, er ist nicht mehr der die Ordnung gefährdende Stören-

fried, wie noch in den vormodernen Epochen. Die soziologische Erforschung der Verbreitung (Diffusion) von Neuerungen bietet dafür eine Vielzahl von Belegen.

Eine berühmte Untersuchung im Rahmen der Innovationsforschung ist die *Columbia University Drug Study* zur Verbreitung eines neuen Medikaments. Sie ergab, daß diejenigen Ärzte, die in ihrer Berufs-gemeinde am besten integriert waren und das größte fachliche Prestige genossen, auch die ersten waren, die das neue Medikament anwendeten. Sie galten als am kompetentesten, wurden daher von den Kollegen am meisten hinsichtlich fachlicher Fragen konsultiert, praktizierten in Gemeinschaftspraxen und verfügten über mehr Außenkontakte als andere Ärzte. Mit anderen Worten, sie waren diejenigen, die die Modernitätsnormen der Ärztegemeinde am besten verkörperten. Sie waren die informellen Meinungsführer, kurz: sie gehörten zur medizinischen Elite.

Es hieße jedoch die Bedeutung der Elite in der modernen Gesellschaft gründlich mißzuverstehen, wollten wir sie nur unter den verkürzten Maßstäben des Ökonomismus betrachten, wie die Entstehung des Nationalstaatsgedankens lehrt. Die individualistischen und traditionsfeindlichen Philosophien der Aufklärung haben insoweit dem Nationalstaat den Boden bereitet, als sie für die Zerstörung der Gemeinwesen des vormodernen Zeitalters mitverantwortlich waren und damit der Herausbildung des Immediatverhältnisses zwischen Individuum und Staat den Boden bereiteten. Die Sinnstiftungslücke, die hierdurch entstand, füllte der Gedanke der Nation aus. War die Vormoderne noch durch die kulturelle Heterogenität einer nach ethnischen und ständischen Gesichtspunkten organisierten Arbeitsteilung gekennzeichnet, so beruht die Idee der Nation auf der Vorstellung, daß der legitime politische Verband durch kulturelle Homogenität gekennzeichnet ist. Die Beherrschung einer allgemein akzeptierten Hochkultur und einer einheitlichen Schriftsprache stellt die notwendige Voraussetzung politischer, ökonomischer und sozialer Staatsbürgerschaft dar.

Mobilität und Anonymität kennzeichnen die moderne Gesellschaft. Nation und Nationalstaat sind daher notwendige Erscheinungen der Moderne, denn sie verbinden auf perfekte Weise den Wunsch, sich einer Gruppe zugehörig zu fühlen, mit den Erfordernissen, die die Industrialisierung an die Mobilität ganzer Bevölkerungsschichten stellte. Sich jenseits des Dorfes, des Tals, der Region nicht in der Fremde zu fühlen, sondern bei Seinesgleichen, unter Landsleuten zu wissen – dies ist die historische Errungenschaft der Nation. Ohne sie wäre die Moderne nicht möglich gewesen. Zu den neuen Eliten der Moderne im 19. Jahrhundert gehörten daher die Anhänger des Nationalstaatsgedankens.

Die Eliten der Moderne verkörpern also nicht nur die Normen und Werte ihrer Epoche, sie können sich auch von der Überlieferung lossagen und neue, zukunfts-trächtige Wege gehen, die dem Gemeinwesen auf mittlere oder längere Sicht nützen. Niemals zählten jedoch jene zur Elite, die, sozialdarwinistisch legitimiert, nur den eigenen Vorteil im Sinne hatten. Jüngst hat das Platzen der Finanzblase im Herbst 2008 die vermeintlichen »neuen Eliten« des Casino-Kapitalismus gründlich delegitimiert.



Primitivität und Komplexität – Tätowierung eines Samoaners

James S. Coleman, Elihu Katz und Herbert Menzel: *Medical Innovation. A Diffusion Study*, Indianapolis 1966.

Wahrnehmungselite

von Götz Kubitschek

Folgendes steht fest: Auch gestern und vorgestern mußten die Sachverwalter des deutschen Staates dafür sorgen, daß 80 Millionen Einwohner einkaufen, kochen, heiß duschen, fernsehen und telefonieren konnten. Heute gilt ihre Sorge denselben Tätigkeiten, und auch morgen – wenn sie erwachen und aus dem Bett steigen, um Politik zu treiben – werden sie gleich und ohne Ausweg von dem gigantischen Versorgungsbedürfnis unseres zahlreichen Volkes in die Mangel genommen. Wo bleibt – wenn Grunddaseinsfunktionen (Nahrung, Arbeit, Wohnung, Fortpflanzung, Freizeit) millionenfach aufrechterhalten werden müssen – der Spielraum für die Politik? Worin unterscheiden sich die Vorgaben von Linken, Grünen, SPD, FDP, CDU und NPD, wenn zunächst und ganz unabhängig von der Tagesform die schiere Versorgung einer riesigen Masse Mensch sichergestellt werden muß? Und das Konzept der Metapolitik – dieser Versuch, Begriffe aus dem vopolitischen Raum in den politischen Raum hineinzubugsieren, wie beim Billard, vielleicht über die Bande – das kann doch am Ende maximal dazu führen, daß *unsere* Leute des morgens mächtig aufstehen, um sich gleich und ohne Ausweg von dem gigantischen Versorgungsbedürfnis unseres zahlreichen Volkes ihres Spielraums berauben lassen zu müssen. Was für ein Ziel, was für eine Perspektive!

Wir haben also ein riesiges Produktions- und Verteilungsgefüge aufgebaut, in dem sich Elemente der freien wirtschaftlichen Initiative mit sehr zahlreichen gezielten Produktionshilfen des Staates mischen und durchdringen, in dem in einer beispiellosen Vollständigkeit Millionen von Menschen wirksam gegen die verschiedensten Lebensrisiken abgesichert sind, und das eine langfristige Steigerung des Lebensstandards und des Anspruchsniveaus aller Klassen erzielt hat; das alles mit einer sehr wachsamem Rechtsschutzgarantie, einer einzigartigen Bewegungsfreiheit, Gesinnungsfreiheit, Äußerungsfreiheit selbst gegenüber solchen Menschen, deren Bindung an dieses System bloß noch darin zu bestehen scheint, daß sie diese Freiheiten in Anspruch nehmen.

Die »Krise« hat das Gespür dafür verfeinert, daß der Staat und seine Mechanismen und sein derzeitiges Erscheinungsbild undurchschaubar sind – und an vielen Stellen dem berühmten Tunnelsystem in Alfred Kubins Roman *Die andere Seite* gleicht: Im Untergrund galoppiert ohne Pause ein wilder Hengst durch die Dunkelheit, und manchmal hört jemand, hören viele diesen rasenden Hufschlag, vielleicht so, wie wenn man in Berlin in einem jener Cafés sitzt, die in die Bögen einer S-Bahn-Brücke gebaut sind, und in denen man also regelmäßig sozusagen überfahren wird. Der Hengst galoppiert, aber er entfernt sich auch immer wieder und ist sowieso nie zu sehen: Es geht eben das Gerücht über ihn, und auch ein Gang hinab in das System aus Tunneln und Abzweigungen bringt keine Sicherheit, keine Aufklärung. Oben macht man weiter, und es ist unerheblich, ob man zielgerichtet oder grotesk handelt: Es gibt am Ende nichts zu begreifen, es gibt keine Linie, es geht so oder so oder auch ganz anders. Gibt es überhaupt jemanden, der weiß, wie es funktioniert? Gibt es die Wächter des Abends, gibt es eine Elite?

Man kann zu der Vorstellung kommen, die Kompliziertheit der großen gesellschaftlichen Trends mit ihrer Verwicklung von wirtschaftlichen, biologischen, geistigen Daten habe einen solchen Grad erreicht, daß wir uns durch dazwischengeschobene Begriffe und Schablonen ihre Erkennbarkeit vortäuschen müssen, um überhaupt mitspielen zu können. Und wenn, was heute vorgeht, sich kaum noch durchschauen läßt, so muß um so rätselhafter werden, was in der Vergangenheit sich abspielte oder gar, was sich ereignen wird. Die Frage, was eigentlich in den USA während des 11. September 2001 vorging, scheint mir ebenso dunkel wie die, was aus den Verschiebungen in China oder Indien sich ergeben wird. Dabei ist es selbstverständlich, daß es Menschen gibt, für die solche Fragen im Umkreis ihrer Berufarbeit liegen; aber gerade der Experte hat ein genaues Bewußtsein seiner Wissensgrenzen, er erweckt umso mehr Vertrauen, je bereitwilliger er diese Grenzen zugibt.

Das ist aber nur die eine Seite der Medaille: In einer Reportage über des Finanzministers Wirken Aug in Aug mit der Krise war zu lesen, daß Peer Steinbrück glaubwürdig sei, weil er offen seine Ahnungslosigkeit in bezug auf das ausspreche, was noch alles kommen könnte. Wenn der Expertenstab des Finanzministeriums noch im November des vergangenen Jahres nichts von dem ahnte, was uns jetzt, im Mai als urplötzlich sichtbares 300-Milliarden-Euro-Loch im Bundessäckel präsentiert wird, dann ist es um diese Funktionselite nicht gut bestellt: Es handelt sich ja nicht um nuancierte Abweichungen von einer in sich stimmigen Richtungsprognose, sondern um den Einsturz einer tragenden Wand. Da unten ist also wirklich ein Hengst unterwegs, von dessen Bewegungsgewohnheiten Peer Steinbrück in der Tat keine Ahnung zu haben scheint. Seine Glaubwürdigkeit mag wachsen, wenn er ähnlich unsicher auf morgen wartet wie wir alle. Aber es unterhöhlt unser Vertrauen in das System als Ganzes, wenn selbst die Spitzenkräfte nicht wissen, wann das Tier durch den Boden stößt und wie es dann zu bändigen wäre – zumal es ja ausreicht, wenn es in den USA oder in China an die Oberfläche tritt: Sein Hufschlag erschüttert rund um den Erdball das, was einander laut Warenbeschreibung eigentlich stützen sollte, und sich dann doch begrifflich und faktisch als Kartenhaus erweist.

Um das Ganze zusammenzufassen, so meine ich: Der Erdball ist von der Technik her klein geworden, die Ereignismassen, über die wir informiert werden, wachsen mit der Schnelligkeit der Übermittlung und der Größe des Einzugsbereiches. Dennoch ist unser Bescheidwissen zum größten Teil fiktiv, die Erstmaligkeit und Kompliziertheit der Ereignisse macht sie undurchdringlich, aber sie rücken uns auf die Haut. Folglich reagieren wir mit Meinungen, mit hülsenhaften, schematischen Vorstellungen, die wir mit Gefühlen aufladen, von denen schwer zu sagen ist, ob sie nicht auch Hülsen sind. Man kann die Lage auch mit dem Begriff »Überforderung« kennzeichnen. Ich habe keine Zweifel an der Tatsache ei-



ner Bewußtseinsüberforderung als allgemeiner Folge des technischen Informations-Potentials. Hier im Kopf erlebt man, daß die Menschen eher Opfer als Kontrollierende einer Gesellschaft sind, die zu groß geworden ist, um in menschlichen Maßen verstehbar zu sein.

Mittendrin: Wir – wahrnehmend, sortierend, schreibend tätig und ein wenig bis sehr überfordert mit der »Verarbeitung« dessen, was täglich in uns hineingeschüttet wird. Gibt es einen Ausweg? Man könnte sich als Spezialist positionieren und zum Beispiel als Sprecher des Verbandes Deutscher Verpackungshersteller die Lage der Verpackung im allgemeinen und weltweit im Auge behalten. Es könnte aber leicht passieren, daß dann eine Verpackung zwischen Ich und »dem Ganzen« steht und die Sicht auf die Zusammenhänge ein wenig verstellt. Umgekehrt birgt jedoch auch die moderne Form des Dilettantismus große Gefahren: Wer Informationen in Häppchen konsumiert und per Radio, Fernsehen, Internet und Twitter in Echtzeit Schüsse in Sindelfingen und Notlandungen im Hudson-River mitbekommt, der muß diese Dinge auch in Echtzeit von sich wegarbeiten. Ihn hindert am Blick auf das große Ganze nicht das eine Spezialthema (also beispielsweise »die Situation der Verpackungsherstellung«), sondern der ganze kleine Informationsmüll, den er stündlich vom Bildschirm schaufeln und aus dem Gehirn tilgen muß. Dies ist eine ausgesprochen fruchtlose Tätigkeit, und sie darf nicht mit Arbeit verwechselt werden. Auch führt sie mit Sicherheit nicht zu dem, was man ein Durchschauen und Durchdringen der uns alle prägenden und einspinnenden gesellschaftlichen Vorgänge nennen dürfte. Aber das Kommentieren, Kritisieren, Beschuldigen, Präsent-Sein und Netzwerken: das macht politikfähig. Dann ist der Zielpunkt auch nicht die Erkenntnis des Ganzen, sondern der Kampf um die Macht, also: um einen der vorderen Plätze am Futtertrog.

Dafür habe ich volles Verständnis, ich sehe in einem Anspruch auf Macht nichts Verwerfliches, und zwar deswegen, weil man sein Ethos nur aus der Lage des Obenseins heraus voll ausleben kann, nicht aus einer gedrückten, eingeschnürten gesellschaftlichen Lage heraus. Auch dem progressivsten Intellektuellen, der gegen die Macht kämpft, geht es doch immer um seine Macht, denn er will ja doch das durchsetzen helfen, was er für Fortschritt hält. Wenn nun, wie es scheint, die Verbitterung zunimmt, so kann ich das verstehen, wenn man eine Ahnung der Ausweglosigkeit unterstellt, und damit kämen wir am Schluß wieder auf den Ausgangspunkt zurück: zu der Frustration, dem Vergeblichkeitsbewußtsein.

Ich möchte betonen: Dieses Vergeblichkeitsbewußtsein richtet sich nicht auf die konkreten Chancen einer rechtspopulistischen Bewegung etwa oder auf die Durchsetzung eines konservativen Tons in der deutschen Wochenzeitungslandschaft. Deren Zeit kommt, ganz sicher. Das Gefühl der Aussichtslosigkeit empfängt seine Nahrung vielmehr aus jedem Blick, den man auf die nichtgeführte, nicht in Form gebrachte Masse werfen muß: Wo der Kommunismus zur Implosion und der Nationalsozialismus zur Explosion führte, führt der Liberalismus zur Verrottung. Nur ein Ignorant oder ein Vertuscher kann das anders nennen. Also gibt es auf die Herausforderung der Massengesellschaft noch keine Antwort: Die Balance zwischen permanenter Revolution und Verhausschweinung, zwischen Idee und Elend ist noch nicht gefunden, und die Suche nach ihr – das sage ich jetzt einmal ganz ungeschützt – wird auf die Formulierung eines neuen 1789 oder 1917 oder 1933 oder wenigstens eines 1968 hinauslaufen müssen. Wer das bestreitet, muß zugeben, daß es ihm angesichts der Masse nicht um das große Ganze geht. Und man kann gute Gründe dafür anführen, das »Ganze« in Ruhe zu lassen: Denn irgendwo sitzt in jedem Stichwortgeber ein Bild, das mit der Wirklichkeit »Mensch« nichts zu tun hat, und wer das weiß, macht sich vielleicht noch rechtzeitig klar, daß auch eine »formierte Masse« noch immer eine »Masse« ist, die zunächst versorgt sein will – und zwar nicht vor allem mit schönen Büchern!

Was ich hier wahrzunehmen und zu durchdenken empfehle, ist nicht neu. Wir stehen angesichts der Massengesellschaft und nach den großen Formierungsversuchen noch immer vor Fragen, die unsere Vordenker in großer Durchdringungstiefe schon vor – sagen wir – 45 Jahren ansprachen. Wir sind Epigonen, das belegt auch mein Beitrag, ganz formal:

Arnold Gehlen:
*Das Engagement der
Intellektuellen gegenüber
dem Staat*, in: *Merkur*
195 (Mai 1964).

Jeder zweite Absatz stammt aus Arnold Gehlens Aufsatz »Das Engagement der Intellektuellen gegenüber dem Staat«, also: die eingerückten Passagen sind Zitate. Nur minimale Aktualisierungen waren zur Tarnung notwendig, etwa der Verweis auf den 11. September (dort stand bei Gehlen die »Kuba-Krise«).

Wie weiter also, Epigonen?

Es gibt ein Brüderpaar, das Anfang der dreißiger Jahre vor der Frage stand, ob man den Schritt auf die Seite der radikalen Praktiker machen sollte oder nicht. Ernst und Friedrich Georg Jünger waren als Stimmen der Front-Generation mit nationalistischen Texten, Büchern und Zeitschriftenprojekten hervorgetreten. Sie verkehrten in nationalrevolutionären, jungkonservativen und nationalbolschewistischen Zirkeln und arbeiteten an der geistigen Mobilisierung Deutschlands zur großen Revanche für das Versailler Diktat. Gipfelpunkte sind Ernsts *Der Arbeiter* und *Die totale Mobilmachung* oder Friedrich Georgs *Der Aufmarsch des Nationalismus* sowie Gedichte wie *Die Schlacht*. Der Germanist Ulrich Fröschle hat vor einigen Monaten *Eine Fallstudie zum literarischen Radikalismus der Zwischenkriegszeit* vorgelegt, er untersucht darin bis in Verästelungen hinein den »radikalen Geist« Friedrich Georg Jüngers, dessen Entwicklung natürlich verwoben ist mit der seines Bruders: Es entsteht das Kaleidoskop der Weimarer Republik, vor allem in Berlin und aus der Sicht nationaler Protagonisten – die beide während und nach dem Dritten Reich mit ihrer politisch-publizistischen Phase nicht kokettieren wollten und (nach 1945) konnten.

Ulrich Fröschle: *Friedrich Georg Jünger und der »radikale Geist«*. Eine Fallstudie zum literarischen Radikalismus der Zwischenkriegszeit, Dresden 2008.

Was uns hier jetzt interessiert, das ist der Umschlagpunkt: Weder Ernst noch Friedrich Georg mischten ja – wie zunächst etwa Benn oder Heidegger und ziemlich gründlich Baeumler – im neuen nationalsozialistischen Staat mit. Sie sorgten vielmehr für Irritation, indem sie sich der zumindest teilweisen praktischen Umsetzung ihrer theoretischen Vorgaben verweigerten und nach und nach ins Innere emigrierten. Diesen Umschlagpunkt leitet Fröschle für Friedrich Georg Jünger von Hegel her, und er ist nicht politisch, sondern ästhetisch motiviert: »Das Subjekt verliert seine Autonomie, seine Selbstherrlichkeit, je weiter sich die Gesellschaft funktional ausdifferenziert. Das Individuum wird zum funktionierenden Rädchen, dessen Optionen und Entscheidungen zunehmend einer Fremdbestimmung unterliegen.« Hegel prüfe zwar noch die Möglichkeiten einer »Rekonstruktion der individuellen Selbständigkeit« in der Kunst: Aber Don Quichotte schaue dem, der noch für das Vaterland antreten wolle, stets über die Schulter.

Also: Die Jüngerschen extrem individualistischen Wege während und dann vollends nach dem Zweiten Weltkrieg sind ästhetischer Widerstand und Strategien der Selbstrettung, und sie gründen genau in der Ausichtslosigkeit beim Blick auf das Ganze, von der oben die Rede war. Und weil die Jüngers das so plausibel und nicht ohne Erfolg vorlebten, zogen und ziehen sie weiterhin gerade auch aus dem rechtsintellektuellen Milieu Leute von der Politik ab, hinüber in ein postmodernes Leben der abgewandten Selbstverwirklichung. Fröschle bietet dafür den Begriff der »Wahrnehmungselite« an und zitiert aus Friedrich Georg Jüngers Nietzsche-Buch die Beschreibung dieser Elite:

Sie sind Beobachter der Zeit und leben hinter den Ereignissen. Sie üben sich, sich frei von der Zeit zu machen und sie nur zu verstehen, wie ein Adler, der darüber fliegt. Sie beschränken sich zur größten Unabhängigkeit und wollen nicht Bürger und Politiker und Besitzer sein. Sie reservieren hinter allen Vorgängen die Individuen, erziehen sie – die Menschheit wird sie vielleicht einst nötig haben, wenn der gemeine Rauch der Anarchie vorüber ist. Pfui über Die, welche sich jetzt zudringlich der Masse als Heilande anbieten! Oder den Nationen! Wir sind Emigranten.

Friedrich Georg Jünger: *Nietzsche*, zuletzt Frankfurt a.M. 2000.

Ist das ein Angebot? Wahrnehmungselite, das modern formulierte Pendant zu Hölderlins »Dichter in dürftiger Zeit«? Es ist nur dann ein Weg, wenn man sich mit diesem stolzen Wort nicht den eigenen Gang in die Dekadenz verbrämt.

Der Typ Heydrich

von Günther Deschner

Keine der Größen des Dritten Reiches ist rätselhafter und umstrittener als Reinhard Heydrich. Den einen gilt er als Triebfeder der Judenverfolgung, andere dichteten ihm selbst eine jüdische Großmutter an. Er spielte Violine, daß es seinen Zuhörern die Tränen in die Augen trieb – aber mit seiner Unterschrift brachte er Tausende in die KZs.

Er war herausragender Fünfkämpfer und Fechter – aber seine Stimme war zeitlebens die eines Knaben im Stimmbruch. In den ersten Kriegsjahren verbrachte er seine Urlaube als Jagdflieger mit Einsätzen im feindlichen Hinterland. Auf dem Höhepunkt seines Lebens verfügte er über eine Machtfülle, die ihn zum Herrn über Leben und Tod im Deutschen Reich und den besetzten Gebieten machte.

Seine Karriere war ein Senkrechtstart. Mit 27 Jahren war er Chef des Sicherheitsdienstes des Reichsführers SS (SD), mit 32 gebot er über die Geheime Staatspolizei und die deutsche Kripo, zu Kriegsbeginn wurde das Reichssicherheitshauptamt in Berlin, ein gigantischer Sicherheitsapparat, eigens für ihn geschaffen. 1941 schickte ihn Hitler überdies als seinen Statthalter nach Prag. Mit der Politik von Zuckerbrot und Peitsche gelang es ihm, in wenigen Monaten die Vergewaltigung der Tschechen in Verführung und das unruhige Protektorat in eine gut funktionierende deutsche Waffenschmiede umzuwandeln. Auch aus diesem Grund ließ ihn die tschechische Exilregierung durch zwei aus England eingeflogene Agenten im Mai 1942 umbringen.

Neben allen anderen Aufgaben war Heydrich noch die »Endlösung der Judenfrage« anvertraut, die er von der Auswanderung bis zur Deportation und den Anfängen der Massentötung organisierte. Allerdings: Die Zionisten bewunderte er (»Als Nationalsozialist bin ich Zionist«), mit ih-

Günther Deschner:
Reinhard Heydrich.
Biographie eines
Reichsprotectors,
München 2008.

ren Organisationen arbeitete er teilweise eng zusammen. In ihm wurde wie in keinem anderen der SS-Staat manifest.

Blond, groß, schlank und sportlich entsprach er schon rein äußerlich dem NS-Menschenideal. Hätte der Nationalsozialismus in einen Spiegel geblickt, Reinhard Heydrich hätte herausgeschaut. Doch weit mehr als alle ideologischen Positionen des Nationalsozialismus fesselten Effizienz, Perfektion und Macht Heydrichs Verstand. Das galt auch für die von ihm selbst am meisten akzeptierte Aufgabe – die Bekämpfung echter oder vermeintlicher »Staats- und Reichsfeinde«: des politischen Katholizismus etwa, der Kommunisten, der übrigen »Gegnergruppen« und der herkömmlichen Kriminellen.

Heydrich war kaum von der Bombe der Attentäter getroffen, da hatte sich schon ein Geflecht von Mythen und Legenden gebildet, das ihn bis heute umspinnt. Man hat Heydrich als »Hitlers schlimmsten Henker« bezeichnet. Das ist nicht abwegig, aber es trifft allenfalls die eine Seite der Medaille. In seinem eigenen Selbstverständnis sah sich Heydrich als Beschützer des Reiches, dem Wortsinne nach als »Reichsprotector« – nicht nur im Hinblick auf seine Rolle als Statthalter in Böhmen und Mähren. Fasziniert von solcher Effizienz und Machtfülle fand – aus der Distanz von fünf Jahrzehnten – der US-Historiker Charles Sydnor für Heydrich ein wertneutrales und dennoch grandioses Bild: »Unter den zahllosen kleinen Sternen des Milchstraßensystems im Universum Hitler war Heydrich die einzige Supernova, die jüngste und – wenn man von Albert Speer abieht – fähigste Persönlichkeit des Dritten Reiches.«

Dabei war nichts von alldem dieser »Supernova« in die Wiege gelegt. Reinhard Tristan Eugen Heydrich war ein Kind der Musik. Am 7. März 1904 wurde er in Halle an der Saale geboren. Er lernte virtuos Violine spielen, besuchte neben dem Gymnasium die Konservatoriumsklassen für Klavier, Cello und Komposition – aber dem ewig musizierenden, zum Katholizismus konvertierten und frömmelnden Elternhaus entfloh der 18-jährige Abiturient in seine erste Karriere: Er wurde Seekadett in der ersten Nachkriegscrew der kleinen Kriegsmarine der Weimarer Republik. Fast zehn Jahre träumte er den Traum vom Admiral. Dann gab die ehrpusselige Marine dem Oberleutnant zur See Reinhard Heydrich wegen einer Mädchengeschichte, auch nach damaligen Ehrbegriffen eine Lappalie, den »schlichten Abschied«. Im April 1931, auf dem Höhepunkt der Weltwirtschaftskrise, war er arbeitslos.

Durch familiäre Beziehungen kam er in Kontakt zu den Nationalsozialisten, von denen er bis dahin keine gute Meinung hatte. Die Bewegung schien ihm politisch wirr, die Parteimiliz, die SA, war ihm zu plebejisch. Doch der Sohn von Heydrichs Patentante, Freiherr Karl von Eberstein, Nationalsozialist der ersten Stunde und bereits »SA-Oberführer von München-Oberbayern«, kannte den Stabschef der SA, Ernst Röhm, und den diesem unterstellten »Reichsführer« der noch jungen SS, Heinrich Himmler. Die SA, machte er Heydrich klar, sei »die Linie«, doch in der SS werde »die Garde« aufgebaut, »eine absolute Elite, in der auch Akademiker, Intellektuelle, Ex-Offiziere und Adlige« gut aufgehoben seien.

So wurde der arbeitslose Heydrich überredet, sich bei Himmler vorzustellen. Der hatte von Hitler gerade den Auftrag erhalten, einen geheimen Nachrichtendienst aufzubauen, dessen Aufgabe es sein sollte, die zahlreichen Agenten der politischen Polizeien Weimars aufzuspüren sowie Strukturen gegnerischer Organisationen und besonders gefährliche Personen »aufzuklären«.

Himmler war beeindruckt von Heydrich. Der Marineoffizier a. D. wirkte auf den »Reichsführer« wie ein Diamant unter Glasperlen, »ein Mann aus einem Guß«. Er repräsentierte das germanische Ideal, wie es Himmler vorschwebte: hochgewachsen, blond, leistungsbereit und leistungsfähig – und er hatte jenen metallischen Zug im Wesen, der als Ausweis besonderer rassischer Begnadung galt. Heydrich nahm die Stelle an und baute – mit wenig Geld und aus kleinsten Anfängen heraus – einen schlagkräftigen Sicherheitsdienst (SD) auf.

Nach 1933, nach der Machtergreifung, wurden die Dimensionen sprunghaft größer: Heydrich blieb Chef des SD und wurde zusätzlich nacheinander Chef der Bayerischen Politischen Polizei, dann der Geheimen Staatspolizei und der gesamten deutschen Kripo, 1939 schließlich des Reichssicherheitshauptamts. Bei der Auswahl seiner engsten Mitar-

Michael Wildt (Hrsg.): *Die Judenpolitik des SD 1935–1938. Eine Dokumentation*, München 1995.

Lenni Brenner: *Zionismus und Faschismus. Über die unheimliche Zusammenarbeit von Faschisten und Zionisten*, Berlin 2007.

Charles Sydnor: *Reinhard Heydrich. Der ideale Nationalsozialist*, in: Ronald Smelser/Enrico Syring (Hrsg.): *Die SS. Elite unter dem Totenkopf*, Paderborn 2000, S. 208–219.

Heinz Höhne: *Der Orden unter dem Totenkopf. Die Geschichte der SS*, Gütersloh 1967, zuletzt München 2008.

Shlomo Aronson: *Reinhard Heydrich und die Frühgeschichte von Gestapo und SD*, Stuttgart 1971.

beiter setzte er von Anfang an auf Fachleute, eine handverlesene Elite. Er warb Einser-Juristen an, »Summa-cum-laude«-Historiker, Volkswirte, Ingenieure und Pädagogen. Eine stramme NS-Gesinnung war ihm weniger wichtig als herausragendes fachliches Können. Was darunter zu verstehen war, verdeutlicht beispielhaft die Figur eines Theologen, dem er die Leitung des Referats zur Überwachung des »Politischen Katholizismus« anvertraute: Dr. Dr. Wilhelm Patin. Ihn ließ Heydrich die klerikale »Gegnergruppe« ausforschen und analysieren, die er für noch gefährlicher hielt als die Kommunisten. Patin, aus »bester Familie«, hatte Theologie studiert und war zum Priester geweiht worden. Nach Zwischenstationen als Religionslehrer und Bayerischer Hofstiftskanonikus hatte er nach dem Dr. theol. noch den Dr. jur. erworben. Er hatte ein Buch über Niceta, den Bischof von Remesiana, und eine Studie über das bayerische Religionsedikt von 1818 veröffentlicht und war Inhaber hoher bayerischer ziviler und kirchlicher Auszeichnungen. Wie er erlagen viele glänzende akademische Erscheinungen und herausragende Kenner ihres Fachs den Verlockungen von Heydrichs SD.

Nur einer nach Wissen, Haltung, Effizienz, Perfektion und Leistung hochselektierten Elite, davon war Heydrich überzeugt, konnte es gelingen, den Bestand des neuen Reiches zu sichern.

In der Forschung ist oft darauf hingewiesen worden, daß die Partei, vielleicht sogar Hitler selbst, mit diesem von Heydrich repräsentierten Verständnis von Herrschaft alsbald Schwierigkeiten bekommen hätte. Die Kluft, die sich zwischen der nüchternen, rationalen, technokratischen Haltung Heydrichs und seiner Intellektuellenriege des SD einerseits und den vielen schwadronierenden, ressentimentgeladenen Parteibonzen auf der anderen Seite, zwischen dem kalten Verstand und den bloßen Vorurteilen, dem blinden Glauben aufgetan hatte, wurde vielleicht nur durch den Ausbruch und Verlauf des Krieges verdeckt und nicht zum geschichtlichen Ereignis. Im geschlossenen Kreis der SS hatte Heydrich nach der Machtergreifung sogar vorgeschlagen, die Partei und mit ihr die SA aufzulösen. Mit der Machtergreifung hätten beide ihre Aufgaben erfüllt. »Jetzt«, so Heydrich, »kommt es doch auf die Sicherung der Macht an und nicht auf dieses ewige Weitermarschieren«.

Die Idee der neuen »Inneren Sicherheit« des neuen Staates wurde als System charakterisiert, »das den politischen Gesundheitszustand des deutschen Volkes überwacht, jedes Krankheitssymptom rechtzeitig erkennt und die Zerstörungskeime – mögen sie durch Selbstzersetzung entstanden oder durch vorsätzliche Vergiftung von außen hineingetragen worden sein – feststellt und mit jedem geeigneten Mittel beseitigt«. In dieser Sicherheitsidee machte sich Heydrich zum Arzt, dessen Schnitte den ganzen Organismus retten mußten. Die »organisatorische Entwicklung und Berührung zwischen Gestapo, Kripo und SD«, so Heydrich selbst, würde »in organischer und logischer Verbindung« immer nur das eine bezwecken: »Völliges Erfassen des Gegners in seinem geistigen Grundelement, totales Erkennen und kriminalistisches Ermitteln seiner organisatorischen Form sowie seiner personellen Besetzung, schließlich planvolles Bekämpfen, Vernichten, Lahmlegen, Ausschalten dieses Gegners mit exekutiver Gewalt. Für uns gilt die Grundidee: Vorbeugung sowohl im politischen wie im kriminalistischen Sektor«.

Aus diesem neuen polizeilichen Denken zog Heydrich den Bogen noch weit über den herkömmlichen Kriminalitätsbegriff hinaus und erklärte ganze Personengruppen zu potentiellen Volksschädlingen. Seine Sicherheitspolizei legte sich die Befugnis zu, sie nach dem Prinzip »Liebender Gärtner jätet Unkraut rechtzeitig aus« von Fall zu Fall in Vorbeugehaft zu nehmen. Eine Rechtsbegründung eigener Art wußte Heydrichs Amt »Recht und Verwaltung« nachzureichen: Nach dessen Rechtsauffassung waren sowohl die Behörden als auch jeder einzelne Volksgenosse Organe desselben Volkes, die nach dem vom Führer gesetzten Volkswillen zusammenzuarbeiten hätten. Auf der einen Seite fungiere aktiv die Polizei, und auf der anderen Seite, so das Amt, »wirkt passiv der Verbrecher mit, der in Vorbeugehaft mitgenommen wird«.

Allerdings: In den kalten Zonen, in die Heydrich im Verlauf seines Aufstiegs, vor allem durch die immer weiter um sich greifende Radikalisierung des Krieges vorgestoßen war, hielt es nicht jeder seiner SD-Intellektuellen lange aus.

Michael Wildt: *Generation des Unbedingten. Das Führungskorps des Reichssicherheitshauptamtes*, Hamburg 2002.

Jens Banach: *Heydrichs Elite. Das Führerkorps der Sicherheitspolizei und des SD 1936–1945*, Paderborn 1998.

Detlef Brandes: *Die Tschechen unter deutschem Protektorat, Teil 1: Besatzungspolitik, Kollaboration und Widerstand im Protektorat Böhmen und Mähren bis Heydrichs Tod. 1939–1942*, Oldenburg 1969.

Der Gestapo-Justitiar Dr. Werner Best wurde nach Schwierigkeiten mit Heydrich aus dem Amt gedrängt. Best hatte, obwohl glühender Nationalsozialist und SS-Führer noch aus der Kampfzeit, daran festgehalten, daß auch die Erfordernisse der Reichssicherheit die Rechtssicherheit nicht vollends beseitigen durften, daß es eine Grenze gab, an der Heydrichs Perfektionismus haltmachen mußte. Heydrich waren solche moralischen oder rechtsphilosophischen Bedenken fremd. Die ihm gestellten Aufgaben löste er mit jedem geeignet erscheinenden Mittel. Für ihn kam es letztlich nur darauf an, auf welcher Seite des Grabens man stand.

Der »ganze Heydrich« zeigte sich etwa in der Art, wie er an die für alle anderen unlösbar gewordenen Tschechenfrage im Herbst 1941 heranging. Slawenhaß, eine Verachtung der Tschechen, wie sie für manche Nationalisten des Sudetenlandes und der Volksdeutschen Böhmens und Mährens charakteristisch war, war für ihn kein Thema.

Die Worte, mit denen er sich in einer Geheimrede bei den deutschen Amtsträgern in Prag als der neue Reichsprotektor einführte, haben wohl manches eingefleischte NSDAP-Mitglied an seinem Kalender zweifeln lassen: Es interessiere ihn hier nichts anderes, sagte er, als daß dieser Raum befriedet und der deutschen Kriegsindustrie nutzbar gemacht werde. Er werde deswegen mit allen jenen Deutschen und Tschechen zusammenarbeiten, die diesem Ziel förderlich seien, er werde alle jene, auch Deutsche, ausschalten, die dieses Ziel behinderten. Und dann: »Das ist das Wesentliche, daß wir nicht gedankenlos auf dem Tschechen herumknüppeln, sondern daß wir uns wirklich um die Dinge kümmern, die tatsächlich nicht in Ordnung sind.«

Heydrich war stolz auf seine geschichtliche Leistung: Er hatte der Führung des Reiches erstmalig in der Geschichte eine die zersplitternden Ländertraditionen überwindende, mit völlig neuem Sinngehalt erfüllte, reichseinheitliche Polizei und einen umfassenden politischen Sicherheitsdienst herangebildet. Aber immer wieder brachten ihn die Aufgaben, die ihm gerade wegen dieser gelungenen »Reform« der Inneren Sicherheit zugeschoben wurden, in inneren Zwiespalt: Schon seine Rolle bei der Ausschaltung Röhm's, des einzigen Mannes, dem er in der Partei Freundschaft entgegengebracht hatte, dann die Massenerschießungen seiner Einsatzgruppen im Ostkrieg und schließlich seine Funktion als der Beauftragte für die »Endlösung« machten ihm mehr als einmal die tiefe Problematik des Verhältnisses von Zweck und Mittel bewußt. Mit bitterem Zynismus beklagte er sich darüber, er sei manchmal nur »der oberste Müllkipper des Deutschen Reiches«. »Merkwürdig ist«, so hat seine Witwe festgestellt, »daß er sich seiner Henkersarbeit völlig bewußt war und daß er vor sich selbst sogar eine Art Rechtfertigung zur Hand hatte«. Er habe in seiner Tätigkeit so etwas Ähnliches wie eine mit großen persönlichen Belastungen verbundene Tat erblickt, die er um der Sache und der Zukunft des Reiches willen vollbringen zu müssen glaubte. »Ich kann mich zur Verfügung stellen«, faßte der mit sich selbst ringende Heydrich manchmal zusammen, »andere können egoistische Ziele verfolgen«.

Oft ist Heydrich dieser Haltung wegen mit Saint-Just, dem Revolutionstribun von 1789, verglichen worden. Von ihm wird berichtet, er habe sein Haupt hoch getragen wie eine Monstranz, als er einen Kopf nach dem anderen forderte. In diesem Sinn war Reinhard Heydrich nicht nur »die fähigste«, sondern vielleicht auch die zerrissenste Persönlichkeit des Dritten Reiches. Erläuternde Parallelen zu dieser Persönlichkeit, so hat das einer der besten Mitarbeiter festgestellt, kann man wohl nur unter den Eroberern früherer Zeiten finden, die nicht aus doktrinären Motiven und nicht um des materiellen Ertrages willen auszogen, sondern deshalb, weil die elementaren Instinkte ihrer unbändigen Vitalität nur im Ausgreifen in die Umwelt und in fortschreitender Vermehrung ihrer Macht ihre Selbstbestätigung finden konnten.



Die Gedenkmarke zum 1. Todestag zeigt Heydrichs Totenmaske, die der Bildhauer Franz Rotter abgenommen hatte. Die Teilnehmer der Gedenkfeier und andere Würdenträger erhielten einen numerierten Sonderdruck der Heydrichmarke (den sog. Heydrichblock), der eine absolute philatelistische Rarität ist.

Lina Heydrich: *Leben mit einem Kriegsverbrecher*. Mit Kommentaren von Werner Maser, Pfaffenhofen 1976.

Mehr Sein als Schein?

Militärische Elite

von Jörg Soldan

»In der Tierzucht, besonders in der Schafzucht, auch bei der Pflanzenzüchtung sind Eliten diejenigen Individuen, die dem Züchtungsziel am besten entsprechen«, belehrt uns *Meyers Großes Konversations-Lexikon* in seiner Jubiläumsausgabe von 1906. Man spreche in diesem Sinne auch von »Eliteherden«. Doch weiß dieses Lexikon aus dem Kaiserreich unter dem Lexem »Elite«, dem französischen Wort für »Auswahl«, von solchen gezüchteten Eliteherden kulturell geformte Elitetruppen zu unterscheiden: Diese bezeichne man so, weil sie »infolge ausgesuchten Ersatzes, besserer Bewaffnung, Ausbildung, Kriegserfahrung etc. eine vor den übrigen Truppen bevorzugte Stellung einnehmen.« Als frühes historisches Beispiel nennt das Lexikon die Prätorianer, die Leibgarde der römischen Kaiser, in der jüngeren Geschichte kann unter anderem auf Napoleon Bonapartes berühmte Garde verwiesen werden, die bekanntlich stirbt, aber sich nicht ergibt: Der französische Führer, Konsul und Kaiser hatte von 1804 an mit Elitetruppen »im Sinne einer Kerntruppe als Schlachtenreserve« operiert. Aufgrund des Kriteriums eines »ausgewählten Rekrutensatzes« ist am Ende aber auch noch von militärischer Elite in einem »weiteren Sinne« die Rede.

Dieses kodifizierte Wissen aus einer Zeit, in der das Militär nicht nur in Deutschland als wichtiges Element der Gesellschaft anerkannt war und Rangunterschiede als selbstverständlich vorausgesetzt wurden, ist historisch gesehen bereits sehr differenziert und überdies aufschlußreich für die systematische Überlegung, was überhaupt als Wesen einer militärischen Elite erfaßt werden kann.

Die Gardien der Herrscher hatten neben ihrer Schutzfunktion als Leibwache immer auch repräsentative Aufgaben als Ausweis der Stärke und

des souveränen Selbstbewußtseins: Von den *Hetairoi* des Makedoniers Alexander bis hin zum preußischen Gardekorps im kaiserlichen Deutschland verstanden es die »Vornehmsten« als ihre Pflicht und ihr besonderes Anrecht, in der Garde zu dienen, unmittelbar am Zentrum der Macht als jener Teil derselben, der sie an den Zugängen sichtbar verkörperte. Die Garde konnte damit soziologisch eine »Elite«, eine gesellschaftliche Auslese abbilden, aber auch den einfachen Soldaten aus niederen Schichten durch seine Funktion aus der Allgemeinheit herausheben und gleichsam adeln. In der weiteren geschichtlichen Entfaltung hängt es von der jeweiligen Lage ab, wie die Funktionen solcher Garden zu gewichten sind – in längeren Friedenszeiten kann sich der Schwerpunkt zur Repräsentation verlagern, so daß der äußere Eindruck, etwa das »Gardemaß« der Soldaten, die Uniform und das Zeremoniell wichtiger erscheinen als die reale Kampfkraft der betreffenden Einheit. Der Gedanke einer Auswahl geeigneter oder gar im Wortsinn herausragender Individuen bleibt dann zwar erhalten, ist aber funktional auf die repräsentative Erscheinung ausgerichtet. Verbände wie das vorwiegend aus Wehrpflichtigen bestehende Wachregiment »Friedrich Engels« der Nationalen Volksarmee in der DDR oder das Wachbataillon beim Bundesministerium der Verteidigung in der BRD sind daher zwar nicht mit preußischen Gardekorps gleichzusetzen, behalten in ihrer Erscheinung und sichtbaren Nähe zur Macht aber doch Züge solcher seinerzeit zweifelsohne elitären Truppenteile.

Derlei vorwiegend zu Repräsentationsaufgaben verwendete Verbände werden heute kaum noch als Elitetruppen bezeichnet, weil sich dieser Begriff spätestens seit dem Zweiten Weltkrieg auf eine spezifische Funktionalität im Kriegseinsatz verengt hat. Mit der »Leibstandarte Adolf Hitler« der SS kam zwar das Modell der Prätorianer wie auch die Doppelfunktion als Repräsentations- und Kampftruppe noch einmal zum Tragen, der Begriff der Elitetruppe aber wandelte sich allmählich zu einem Synonym für Einheiten und Verbände mit besonderen Verwendungen: Im Begriff der »Spezialeinheiten« schwingt heute stets die Vorstellung von einer Elite mit. Daraus erklärt sich die groteske Tatsache, daß sich in den jugoslawischen Sezessionskriegen der 1990er Jahre zahllose mehr oder weniger organisierte Einheiten und paramilitärische Gruppierungen aller Feldpostnummern mit der Selbstkennzeichnung als »Specijalna Jedinica« schmückten, in der Hoffnung, damit einen elitären Status zu erlangen. Dieser Logik der »Spezialeinheiten« als Elitetruppen folgt beispielhaft auch Terry Whites Untersuchung über die Aufstellung von Eliteverbänden: Er führt ausgesprochene Spezialverbände wie den britischen und australischen *Special Air Service (SAS)*, die *U.S. Special Forces* und die *Navy Seals*, die sagenumwobene sowjetisch-russische *Vojska Special'nogo Naznačeniija* (»Spez-nas«) zusammen mit Truppengattungen wie den britischen Paras, den israelischen Fallschirmjägern und ganzen Teilstreitkräften wie dem *U.S. Marine Corps* und vergißt auch nicht, die *Légion Etrangère* mit ihrem komplizierten Status in der französischen Armee den Elitetruppen zuzuordnen – auch sie scheinen auf den ersten Blick in den jeweiligen Armeefügen etwas »Spezielles« an sich zu haben.

Was zunächst an dieser typischen Aufzählung und Zusammenfassung auffällt, ist die Tatsache, daß es sich um vorwiegend infanteristisch orientierte Verbände handelt, auch wenn sie aus der Luft oder von der See her angelandet werden. Diese noch heute festzustellende Fixierung auf die Kampfweise der Infanterie im Gefecht der verbundenen Waffen ist aus der Historie zu erklären; selbstverständlich aber gibt es in den modernen, hochtechnisierten Streitkräften nicht erst seit dem Zweiten Weltkrieg Vorstellungen von elitären Truppenteilen bei allen Teilstreitkräften, denkt man heute etwa an die U-Bootbesatzungen oder Kampfschwimmer bei der Marine, an die Jagdverbände der Luftwaffe oder die angloamerikanischen Bomberflotten im Zweiten Weltkrieg.

Einen objektiven gemeinsamen Nenner sogenannter Elitetruppen bildet zweifellos die selektive Rekrutierungspraxis in Verbindung mit einer gründlichen und harten Ausbildung der ausgewählten Soldaten. Den genannten Spezialverbänden, Truppengattungen und Teilstreitkräften, denen in anderen Kompilationen je nach Ausrichtung und Herkunft der Autoren weitere historische und aktuelle Beispiele hinzugefügt werden, ist eigentümlich, daß sie unter Bedingungen operieren, die extremer scheinen als der konventionelle Krieg ohne Atomwaffen mit verhältnis-

Terry White: *The Making of the World's Elite Forces*, London 1992.

Frank Kitson: *Gangs and Counter-Gangs*, London 1960.

Susan L. Marquis:
*Unconventional Warfare.
Rebuilding U.S. Special
Operations Forces,*
Brookings/W.D.C. 1997.

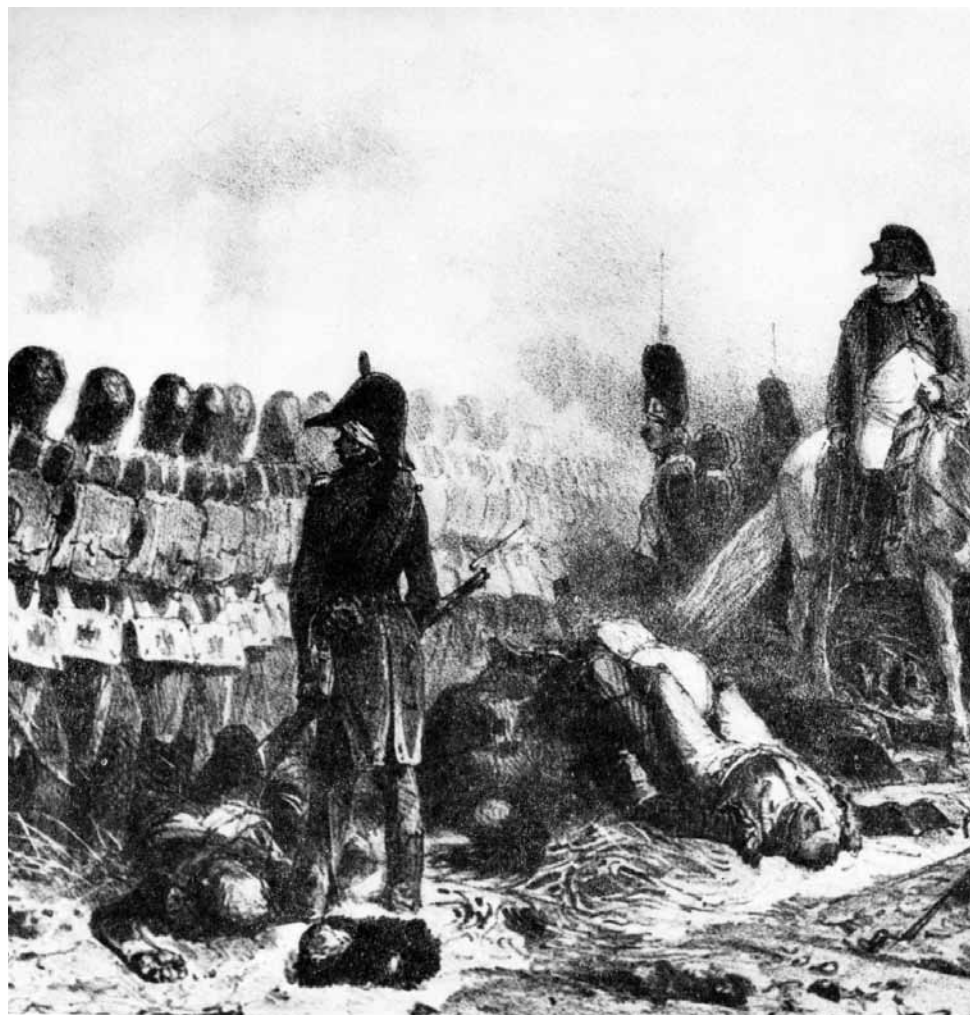
mäßig klaren Gefechtsfeldstrukturen. Spezialverbände wie die *U.S. Special Forces* sind vorgesehen für *unconventional warfare*, eine spezielle Kriegführung, die sich aus den Erfahrungen des ideologisch unterfütterten Kleinkriegs entwickelte, den Guerilla-Taktiken im Krieg der Vietminh gegen die französischen Kolonialherrn und der Vietcong gegen die US-Amerikaner, sich aber auch auf die Erfahrungen der Briten in deren Kolonialkriegen stützen konnte.

Die Personalauswahl und Ausbildung solcher Spezialeinheiten, zu denen in der heutigen Bundeswehr auch das Kommando Spezialkräfte (KSK) in Calw gehört, ist ganz auf längere, auf sich gestellte Operationen verhältnismäßig kleiner Truppenteile »hinter den feindlichen Linien« ausgerichtet. Es leuchtet sofort ein, daß damit für die Personalauswahl ein Profil vorgegeben ist, welches hohe Anforderungen an die gesundheitliche Eignung, die körperliche Leistungsfähigkeit, an Intelligenz und Charakter gleichermaßen stellt.

*Handbuch für
Fallschirmjäger*, Berlin:
Militärverlag der DDR, 3.
überarbeitete Auflage 1982.

Beispielhaft forderte auch das *Handbuch für Fallschirmjäger* der NVA neben »hohem politischem Bewußtsein« im ideologischen Krieg selbstverständlich »ein Höchstmaß an theoretischem sowie praktischem militärischem Wissen und Können«. Weil eine Fallschirmjägergruppe »im rückwärtigen Gebiet des Gegners ständig von überlegenen Kräften und Mitteln des Gegners umgeben und bedroht« sei, komme es darauf an, »daß der Fallschirmjäger mit viel List und Findigkeit mutig, initiativreich und entschlossen seine Kampfaufgaben erfüllt«. Willensstärke, Kühnheit, Kaltblütigkeit, Zuverlässigkeit und Kameradschaft sollen ihn auszeichnen: »Der ungewöhnlichen Härte und den hohen physischen und psychischen Belastungen beim Einsatz im rückwärtigen Gebiet des Gegners muß er gewachsen sein. Das setzt natürlich ein regelmäßiges, systematisches und tägliches Ausdauer- und Krafttraining voraus.« Die Verfahren der Personalauswahl und Ausbildung sind daher bei solchen Truppen in den unterschiedlichsten Ländern grundsätzlich ähnlich.

Ein derartiges Raster der Personalauswahl wird aber nicht nur bei kommandoähnlichen Einheiten in Anschlag gebracht, sondern ebenso in



»Anlegen! Feuer! Laden« –
Das Karree des 1.
Bataillons des 1. Regiments
der Garderegadiere zu
Fuß bei Waterloo, 1815.
Lithographie von Raffet.

Truppengattungen wie den israelischen Fallschirmjägern, den im Hochgebirge operierenden Einheiten der Gebirgsjäger oder den amerikanischen Marineinfanteristen, die durchaus im Rahmen üblicher konventioneller infanteristischer Szenarien kämpfen müssen; es ist bezüglich der physischen und psychologischen Kampftauglichkeit feiner als bei den meisten anderen vergleichbaren infanteristischen und ähnlichen Truppenteilen, was nicht zuletzt wieder durch die Einsatzgrundsätze und potentiellen Verwendungen bedingt ist – die Begriffe der »Feuerwehr«, der schnellen Eingreiftruppe oder der Reserve gegen durchgebrochenen Feind sind hier einschlägig. In der arbeitsteiligen Armeeorganisation gilt freilich, daß die Spezialisierung der Truppengattungen höchst unterschiedlich ist und daher nicht nur etwa die als »Elite« anerkannten Kommandos oder auch die Jetpiloten, sondern ebenso beispielsweise Spezialisten der Elektronischen Kampfführung eigenen, durchaus rigiden Auswahlkriterien entsprechen müssen. In dieses Feld gehört überdies, daß auch bei der Auswahl des Führungspersonals Prozeduren greifen – für den Offiziersnachwuchs der Bundeswehr etwa in einem mehrtägigen Verfahren in einer »Offizierbewerberprüfzentrale« (OPZ) –, mit denen die Spreu vom Weizen getrennt werden soll.

Die festgefügte Vorstellung von klar abgrenzbaren Elitetruppen muß also relativiert und dynamisiert werden. Es wäre freilich unsinnig, Qualitätsunterschiede zwischen einzelnen Truppengattungen, Verbänden oder Einheiten abzustreiten; analytisch ebenso problematisch ist es indessen, auf institutionalisierten Eliten zu bestehen, wie es etwa die derzeitige Universitätspolitik vorführt: Als Elite erscheint dann nur, worauf das Etikett »Elite« prangt – hier droht die Arroganz der Hätschelkinder, der schöne Schein. Das Konzept der »Elite« sollte systematisch vielmehr unter drei Aspekten diskutiert werden: Erstens hat man es als eine objektive Qualitätsbezeichnung zu fassen, die aufgrund bewertbarer Leistungen gemäß einem nachvollziehbaren Maßstab zu treffen ist: Wann und wodurch wird eine Einheit substantiell zu einer dauerhaft überdurchschnittlichen Truppe? Zweitens wäre die Kennzeichnung eines Verbands als Elite durch

Außenstehende zu analysieren: Wovon hängt es neben der objektiven Leistung ab, daß ein Truppenteil als Eliteeinheit gilt? Und drittens müßte gefragt werden, wann und wie eine Truppe sich selbst als Elite versteht: Gründet dies auf ihrer objektiven Leistungsfähigkeit, und wirkt sich das elitäre Selbstbild wiederum darauf aus?

Die Frage, was bestimmte Einheiten und Verbände besser sein läßt als andere, ist in der Militärwissenschaft der meisten Länder immer wieder Gegenstand der Untersuchung geworden. So gelangte eine Studie an der *Naval Postgraduate School* im kalifornischen Monterey Mitte der 1980er Jahre zum Ergebnis, es seien in den herausragenden Bataillonen acht »Säulen« dingfest zu machen, auf denen ihre Leistungsfähigkeit beruhe: Führung durch Vorbild, ernstfallorientierte Ausrichtung auf Gefechtstauglichkeit, Delegation von Verantwortung, starke Kollektividentität in der Truppe, großgeschriebene Fürsorge, Disziplin und hohe alltägliche Standards, gelebte Kameradschaft und Kooperation sowie eben nachhaltig gute Leistungen über einen langen Zeitraum. Sicher ist dem noch hinzuzufügen, daß eine bessere Ausrüstung die Performanz weiter verbessert, auch die Kriegserfahrung der Truppe oder wenigstens eines Teils ihres Stammerso-

Jerry A. Simonsen, Herbert L. Frandsen, David A. Hoopengardner: *Excellence in the Combat Arms*, in: *Military Review (USA)*, 65 (1986), S. 19–29.



Elmar Dinter: *Held oder Feigling*, Herford 1982.

nals spielt eine wesentliche Rolle. Eine entscheidende Voraussetzung für den exzellenten Zustand eines Verbands liegt natürlich in der Qualität der Ausbildung, die wiederum von der Qualität des Führungspersonals abhängt. Beißt sich damit die Katze in den Schwanz? Auffällig ist, daß die empirisch ermittelten Befunde der amerikanischen Studie sich mit der Analyse des deutschen Artillerieoffiziers Elmar Dinter deckten, der 1982 der Frage nachgegangen war, wie es im Krieg zu »Heldentum«, aber auch zu Feigheit kommen kann. Ihm ging es also aus einer truppenpsychologischen Perspektive um eine ähnliche Frage wie den Amerikanern, denn der traditionelle Begriff des Heldentums steht ja für herausragendes Verhalten, das von einer Elite habituell und nachhaltig erwartet wird. Hier münden die drei erwähnten Aspekte der Analyse des Eliteverständnisses in einen zentralen Faktor, den Dinter in der Gruppenkohäsion bestimmte. Einheiten mit einer starken kollektiven Identität sind, das fachliche Können immer vorausgesetzt, in der Lage, auch extreme Situationen zu meistern. Die Amerikaner versuchen schon seit langem, dieser Einsicht unter anderem mit dem Buddy-System gerecht zu werden und insbesondere die kleine Kampfgemeinschaft als Keimzelle der Einheiten zu stärken – in der Ausbildung wird der Trupp als Kollektivwesen behandelt, er wird vom Gang auf die Toilette über die Mahlzeit bis zum Kampfeinsatz auf Gedeih und Verderb aneinandergebunden. Auch auf der Ebene der Einheiten wird dort seit Dezennien alles getan, um die Gruppenkohäsion zu fördern, mit je eigenem Kampfschrei, Wimpeln, intensiver Traditionspflege und dergleichen mehr.

Für unsere Begriffe wirkt eine solche plakativ nach außen getragene Gruppenidentität bisweilen übersteigert; damit soll die Intention derartiger Bemühungen jedoch keinesfalls abgewertet werden. »Korpsgeist, Kameradschaft, Können« hieß einst ein Leitsatz in der deutschen Infanterie, und er bringt mit jenem gewissen Understatement, das wirklich gute Truppen auszeichnet und in besonderem Maße etwa an den vorzüglichen britischen Paras auffällt, zum Ausdruck, was die »Kerntruppen« aller Zeiten ausmacht. Es sind im Grunde alte Weisheiten, denn schon Friedrich der Große hielt in seinem *Politischen Testament* von 1768 fest: »Das Beste, was man den Soldaten beibringen kann, ist Korpsgeist; das heißt, sie sollen ihr Regiment höherstellen als alle anderen Truppen der Welt.« Der Kern aus solchen Truppen ist hart, er bleibt übrig und weicht auch nicht, wenn der Rest weggeschmolzen ist. *Robustiores* nannten die Römer daher ihre herausragenden Kämpfer, von *robur*, dem lateinischen Wort für Eichenholz ausgehend. »Wir Fallschirmjäger sind geschnitzt aus hartem Eichenholz / Wir sind auf unsern weißen Schirm und unsern Adler stolz«, sang so auch diese seinerzeit neuartige Truppe, die aufgrund ihrer objektiven militärischen Leistungen im Zweiten Weltkrieg von der Fachhistorie in breiter Übereinstimmung zu den Elitetruppen gezählt wird. An ihrem Beispiel zeigte sich auch, daß das Selbstverständnis als Elitetruppe mit der Einschätzung durch »konkurrierende« Verbände und objektiver Leistung korrelieren kann und entsprechende Rückkoppelungseffekte zu erkennen waren. Zwar konnte sich der junge Verband in seinen ersten Jahren nicht auf eine längere Tradition stützen, doch verfügte er mit dem obligatorischen Fallschirmsprung über einen zugleich modern-funktionalen und archaischen Initiationsritus, der eine starke Gruppenkohäsion fast garantiert. Das Prinzip der Freiwilligkeit, eine gute Auslese und die fordernde Ausbildung mußten in Verbindung mit diesem Korpsgeist zu entsprechenden Leistungen führen. Nach Eben Emael war der Ruf aus der Luft etabliert, und ein solcher Ruf wiederum verpflichtete, sich auch am Boden etwa in Monte Cassino dem Leistungsdruck in ganz anderer Lage besonders gewachsen zu zeigen.

Was an diesem Beispiel und anderen in zugespitzter Form zu sehen ist, gilt freilich prinzipiell für alle Truppengattungen und Einheiten: Der Status einer Elite in der Truppe ist ein dynamischer Faktor und keineswegs auf ausgewiesene Spezialeinheiten beschränkt, sondern auch in der Versorgungstruppe oder der Instandsetzung denkbar und daher als Ausbildungsziel überall zu fordern. Eine Auswahl von »Individuen, die dem Züchtungsziel am besten entsprechen«, technisches Können und gute Ausrüstung allein machen dabei noch keine Elitetruppe. Es ist der *Esprit de corps*, der aus einer potentiellen Kampfkraft den stets hohen Gefechts- oder Einsatzwert in wechselnden Lagen hervorbringt.



Am Halse zu tragen

Der Orden Pour le Mérite: gestiftet von Friedrich dem Großen, ab 1810 ausschließlich an Offiziere und für Leistungen im Kampf gegen den Feind verliehen, ein ausreichend arrogantes blaues Kreuz, zu tragen am Halse.

Im 1. Weltkrieg erhielten General Otto von Emich für die Eroberung der Festung Lüttich den ersten Pour le Mérite, und der Jagdflieger Leutnant Carl Degelow den letzten von insgesamt 687 verliehenen. Dazwischen fielen 60.000 Offiziere, unter ihnen 54 Ordensträger. Der letzte Ritter starb 1998. Er hieß Ernst Jünger.







Autoren dieses Heftes

Prof. Dr. Thomas Bargatzky, 1946, studierte Ethnologie, Soziologie, Philosophie und Altamerikanistik und ist promoviert als Ethnologe. Seit 1990 Professor für Ethnologie an der Universität Bayreuth.
Mythos, Weg und Welthaus. Erfahrungsreligion als Kultus und Alltag, Münster 2007

Alain de Benoist, 1943, Studium des Verfassungsrechts, der Philosophie, Soziologie, Geschichte und Religionswissenschaft an der Sorbonne. Seit den 60er Jahren führende Rolle in der französischen Neuen Rechten.
Wir und die anderen, Berlin 2008

Dr. Günther Deschner, 1941, studierte Geschichte, Politische Wissenschaft und Publizistik, Promotion bei Hans-Joachim Schoeps, anschließend Redakteur, Filmproduzent sowie Autor zeitgeschichtlicher und politikwissenschaftlicher Bücher.
Reinhard Heydrich. Biographie eines Reichsprotectors, München 2008

Siegfried Gerlich, 1967, Studium der Musikwissenschaft und Philosophie, derzeit Promotion über Richard Wagner. Freischaffender Pianist und Arrangeur.
Ernst Nolte. Eine Werkmonographie, (erscheint im September 2009)

Thorsten Hinz, 1962, studierte Germanistik in Leipzig, war 1997/98 Kulturredakteur der Wochenzeitung *Junge Freiheit*, seither freier Autor in Berlin, 2004 Gerhard-Löwenthal-Preis.
Zurüstung zum Bürgerkrieg, Schnellroda 2008

Ellen Kositzka, 1973, studierte Germanistik, Geschichte und Philosophie, freie Publizistin. 2008 Gerhard-Löwenthal-Preis.
Gender ohne Ende. Was vom Manne übrigblieb, Schnellroda 2008

Götz Kubitschek, 1970, studierte Germanistik, Geographie und Philosophie. Seit 2002 selbständiger Verleger (Edition Antaios).
Provokation, Schnellroda 2007

Dr. Erik Lehnert, 1975, studierte Philosophie, Geschichte sowie Ur- und Frühgeschichte, promoviert in Philosophie.
Die Existenz als Grenze des Wissens. Grundzüge einer Kritik der Philosophischen Anthropologie bei Karl Jaspers, Würzburg 2006

Dr. Wiggo Mann, 1972, studierte Politik und Soziologie in Rostock und Heidelberg, derzeit Habilitation über die Dekadenz im 20. Jahrhundert.

Dr. Baal Müller, 1969, studierte Germanistik und Philosophie in Heidelberg und Tübingen, lebt als freier Schriftsteller und Verleger.
Der Vorsprung der Besiegten. Identität nach der Niederlage, Schnellroda 2009

Georg Alois Oblinger, 1967, Gemeindepfarrer, Religionslehrer und freier Publizist.
Gesucht – gefunden. Bedeutende Konversionen, Kißlegg 2009

Prof. Dr. Adolph Przybyszewski, 1945, Privatier und freier Publizist, lebt in Warschau und Berlin.

Jörg Soldan, 1971, Literatur- und Geschichtsstudium in München und Marburg, Beratertätigkeit für Sicherheitsdienste.

Dr. Karlheinz Weißmann, 1959, studierte Geschichte und Evangelische Theologie und ist promoviert als Historiker.
Post-Demokratie, Schnellroda 2009

Elitendebatte

von Karlheinz Weißmann

Die Wiederkehr des Elitebegriffs gehörte zu den am wenigsten erwarteten Diskursveränderungen der letzten Jahre. Der Terminus galt nach '68 wahlweise als »belastet« oder »gefährlich«, jedenfalls als unvereinbar mit den Prinzipien einer »demokratischen« Gesellschaft. Wer anderer Meinung war, äußerte das nur im kleinen Kreis, am besten *Lions* oder *Rotary*. Wenn es noch Elitäres gab, dann gehörte es abgeschafft, überwunden im Namen der großen Gleichheit, die keiner »Erwählten« bedurfte.

Wer sich an die Sprachregelungen und an den egalitären Jargon gewöhnt hatte und meinte, daß es wenigstens zum allgemeinen Duz-Komment und »flachen Hierarchien«, *management by love* und der Verwandlung von »Untergebenen« in »Mitarbeiter« kommen werde, sah sich am Ende des letzten Jahrhunderts mit der Tatsache konfrontiert, daß die Notwendigkeit von Eliten plötzlich allgemein anerkannt, mehr noch, daß die Bildung von Eliten verlangt wurde. Von Begabtenförderung im Kindergarten bis zur Schaffung von Exzellenz-Clustern, vom Auftreten der *high potentials* bis zur Selbstbestimmung der Politischen Klasse als Elite gab es von einem Augenblick zum anderen eine Inflation elitärer Ansprüche.

Wahrscheinlich hatte das mit einem gewissen Realitätsschub zu tun. Nach der großen Utopie im Osten waren auch die vielen kleinen im Westen gescheitert. Die Linke befand sich ideologisch auf dem Rückzug, die Fakten sprachen zu offensichtlich gegen die Annahme, daß ganz ohne Führungsschicht auszukommen sei. Das stärkte dem Rest- und Neuen Bürgertum den Rücken. Man sah sich bestätigt und erwartete die Wiederkehr des gesunden Menschenverstands. Heike Schmolts *Lob der Elite* (München: Beck 2008, 174 S., geb., 17,90 €) ist ein Symptom dieser Tendenz. Der Umschlag zeigt ein kluges Mädchen (im Faltenrock!), das auf dem Granitboden vor einer gediegenen Bücherwand (Paschen wahrscheinlich) steht und einen Lederfolianten umarmt. Die Elite, um die es hier geht, heißt das, ist eine der Bildung, eine, die nicht nur die Macht

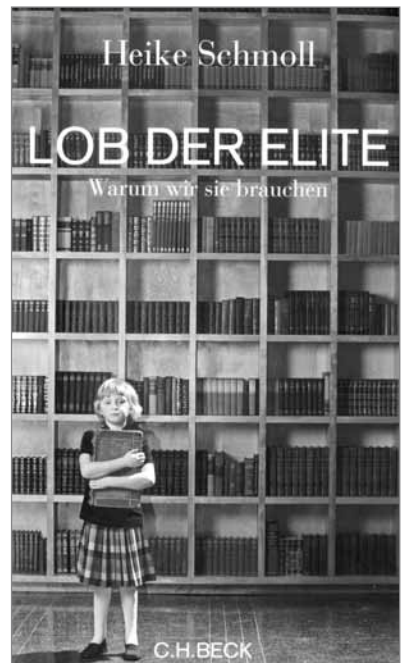
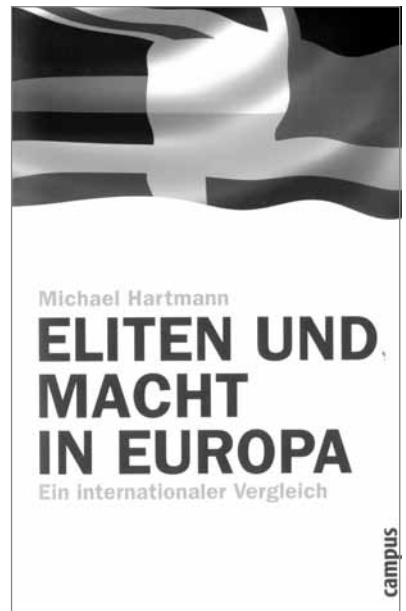
hat, sondern auch Verantwortung übernimmt, aus einer bestimmten Tradition – bevorzugt der humanistischen und christlichen – stammt und dadurch an Werte gebunden ist, die für die Erziehung der Nachkommen, aber auch für die Vorbildfunktion der Elite bürgt: »Denn das klassische Bildungsbürgertum hat sich mit großer Selbstverständlichkeit immer als Elite verstanden und die Zugänge zum Bildungssystem als eigentliche Pforten zur Elite verteidigt. ... Allerdings war Bildung für das Bildungsbürgertum weniger eine Voraussetzung für ökonomischen Erfolg als ein Wert an sich, der mit sozialer und wirtschaftlicher Anerkennung belohnt werden sollte.«

Was dann folgt, Schmolts Kritik der »kulturellen Enteignung des Bildungsbürgertums« oder ihre Auseinandersetzung mit den »Pseudo-Eliten«, ist gleichermaßen sympathisch. Trotzdem hinterläßt die Lektüre ein Ungenügen. Das hat einmal zu tun mit der sehr konventionellen Deutung der deutschen (Eliten-)Geschichte des 20. Jahrhunderts, aber mehr noch mit dem naiv anmutenden Entwurf von Alternativen. Das gilt vor allem für die Idee, sich am französischen Modell der Elitenrekrutierung zu orientieren, so als ob die »Enarchen« tatsächlich ein überzeugendes Beispiel für jene »echte Elite« darstellen, die Schmolts vorschwebt.

Die Schwäche des Buches von Schmolts ist vor allem eine analytische. Sie hat auch damit zu tun, daß ihr Begriffsgerüst wie ihre Vorstellung von der Entwicklung der Elitendebatte in den Gesellschaftswissenschaften unzureichend ist. Ein Vorwurf, den man dem »Elitenforscher« Deutschlands, Michael Hartmann, kaum machen kann. Hartmann hat mit seinem letzten Buch – *Eliten und Macht in Europa. Ein internationaler Vergleich* (Frankfurt a.M.: Campus 2008, 268 S., kart., 19,90 €) – noch einmal seinen Ruf bestätigt, ohne Rücksicht auf die neue Konjunktur des Elitären einen Blick auf die sozialen Tatsachen zu werfen. Ihm geht es vor allem um die Infragestellung der Behauptung, daß in der westlichen Welt nach oben kommt, wer sich das durch Leistung verdient hat. Faktisch, so Hart-

mann, sind unsere Funktionseleiten geschlossene Gebilde, die sich im wesentlichen über einen bestimmten »sozialen Habitus« rekrutieren. Individuelle Befähigung kann, muß aber keine entscheidende Rolle spielen. Hartmann widerspricht vor allem der Idee, daß wir in »Meritokratien« leben, in denen der Tüchtige seinen Weg macht. Er betont, daß sich unsere Eliten wie alle früheren durch Kooptation ergänzen und dabei gebührend mißtrauisch gegenüber Außenseitern sind. Deshalb ist der versierte Umgang mit der Weinkarte, eine bestimmte Art sich zu kleiden oder ein bestimmter Tonfall sehr wohl von Belang, um über Zugehörigkeit oder Nichtzugehörigkeit zur Gruppe der Alphas zu entscheiden. Faktoren, die jedenfalls ausschlaggebender sind als Schul- oder Examensnoten.

Hartmann genießt den Gestus des Entlarvers, zumal er selbst aus jenem deutschen Bürgertum kommt, das seiner Meinung nach bis heute den Zugang zur »Oberschicht« reguliert, und früh den Entschluß zur Rebellion gefaßt hat. Der klassenkämpferische Zug in seinen Schriften ist also kein Zufall, sondern der Tatsache geschuldet, daß es sich um einen der letzten bekennenden Marxisten unter den deutschen Universitätslehrern handelt. Das erklärt aber auch den blinden Fleck in seinen Untersuchungen, oder besser: seine Neigung, das von ihm empirisch erhobene zum Ausgangspunkt von Revolutionsforderungen zu machen. Seine Vorstellungen erscheinen insofern verstaubter als die jener Elitetheoretiker, die in der unmittelbaren Nachkriegszeit der Frage nachgingen, auf welchem Weg man in Deutschland wieder zu einer adäquaten Elite kommen könne. Morten Reitmayer hat in seinem Buch *Elite. Sozialgeschichte einer politisch-gesellschaftlichen Idee in der frühen Bundesrepublik* (München: Oldenbourg 2009. 629 S., geb., 74,80 €) einen Teil der damals geführten Diskussionen nachgezeichnet. Bemerkenswert erscheint in dem Zusammenhang, daß der Elitenbegriff unmittelbar nach dem Ende des NS-Regimes weniger belastet erschien als in den Folgejahrzehnten. Das hatte mit einer gewissen konservativen Gestimmtheit der Adenauerzeit zu tun, aber auch mit einer deutlichen Mäßigung der konservativen Demokratiekritik. Reitmayer weist darauf hin, daß es einen breiten Konsens gegeben habe, nach dem Scheitern der Konzepte »Führer« und »Neuadel« eine Lösung für die Stabilisierung der Massengesellschaften zu finden, die aufgrund der historischen Erfahrungen als ausgesprochen labil galten und außerdem schwer in der Lage, aus eigener Kraft Eliten hervorzubringen. Im Grunde schien es nur zwei Wege zu geben, um das Problem einer Lösung zuzuführen: Schaffung einer Elite durch Erziehung oder Rückgriff auf die bereits vorhandenen Funktionseleiten, die ihre Kompetenzen im Bereich der Wirtschaft unter Beweis gestellt hatten. Reitmayer spricht hier mit leichtem Spott vom »kalten Blick der konservativen Avantgarde«, aber man wird schwer bestreiten können, daß wir bis dato nicht sehr viel weiter sind als Freyer, Gehlen oder Forsthoff.



Backelohren und Bekenner

von Baal Müller

Bildung ist bekanntlich etwas anderes als Faktenwissen oder das bloße Aufsagenkönnen von Vokabeln, die außer Bildungspolitikern lange Zeit niemand zu kennen brauchte – man darf daher etwas Nachsicht mit unserem Altkanzler Schröder üben, der während einer Rede auf einem SPD-Bildungskongreß im Jahr 2000 über ein komisches Wort stolperte, das er wie »Bakkelohr« aussprach. Schließlich kultivierte Schröder stets das Image des Pragmatikers und Machertypen und malte einmal sogar den leibhaftigen Bildungsteufel an die Wand, der seiner Ansicht nach darin bestünde, daß sich in diesem weltfremden Land mehr Studenten mit Lessings Mitleidstheorie als mit Internet-Programmiersprachen beschäftigen würden. Wie aber sollen wir mit solchem Kuscheleckenwissen auf den »globalen Märkten der Zukunft bestehen«?

Um dem akademischen Nachwuchs dies zu erleichtern, wurde 1999 der Bologna-Prozeß in Gang gesetzt, der eine weitgehende Angleichung und Vergleichbarkeit von Studiengängen und -abschlüssen (in 46 Ländern!) bewirken und damit die größtmögliche Mobilität künftiger Spitzenkräfte in der europäischen Bildungszone gewährleisten soll. Spätestens hier sollte unsere Nachsicht mit Schröder aber aufhören: Es ist keine Schande, nicht über »höhere Bildung« zu verfügen – auch Politiker wie Wilhelm II. oder Adenauer waren für eine solche nicht berühmt –, aber es ist eine Schande, der jungen Generation ihre Möglichkeiten zu universitärer Bildung mutwillig zu beschneiden und dies perfiderweise mit dem Ziel zu begründen, die »Bildungschancen« für alle zu erhöhen.

In den Zeiten Wilhelms II. oder Adenauers hatte auch ein Großteil derer, die nicht zur Bildungselite gehörten, durchaus noch ein gewisses Verständnis davon, was Bildung war oder sein sollte: selbstbestimmte Persönlichkeitsentwicklung gemäß der jeweiligen Anlagen, und damit weder ein von Marktnachfrage abhängiges Spezialistentum noch ein für jeden gleiches, auswendig zu lernendes Abfragewissen. Zwar wurde bereits während des vielgeschmähten Wilhelminismus über den Verfall des klassischen Bildungsideals und das Aufkommen von Positivismus und »Berufsmenschentum« geklagt, aber

zumindest die herausragenden Repräsentanten von Philosophie und Geisteswissenschaft sorgten dafür, daß die Universität als Stätte freier Bildung und Forschung noch bis ans Ende des zwanzigsten Jahrhunderts erhalten blieb.

Heute gibt es nur wenige Professoren, denen Forschung und Lehre existentielle Anliegen sind. Einer von ihnen ist der Mainzer Theologe Marius Reiser, der aus Protest gegen »Bachelorisierung« und »Modularisierung« unlängst von seinem Lehrstuhl zurücktrat und seinen außerordentlichen Schritt im *Spiegel*-Interview mit der »Abschaffung der Universität« und dem »Ende der akademischen Freiheit« begründete. Starke Worte – die aber merkwürdig folgenlos bleiben. Irgendwie scheint man sich an derlei gewöhnt zu haben, wenn auch die Frage des Altbundespräsidenten Roman Herzog, ob man Deutschland angesichts der schleichenden Entmachtung des Bundestages durch die EU-Behörden und der Verwischung der Gewaltenteilung überhaupt noch als Demokratie bezeichnen könne, unbeantwortet verhallt, oder wenn es anscheinend als normal empfunden wird, daß die Iren nach dem »gescheiterten« Referendum (das bei uns sowieso »undenkbar« wäre) noch einmal über den Vertrag von Lissabon abstimmen müssen.

Zwar gilt ein »Bachelor« längst als ein Schmalspur-Akademiker, dem man für eine Art Zwischenprüfung nach dem 6. Semester einen Minititel verliehen hat (und möglicherweise davon abhält, bis zum »Master« weiterzustudieren), und gewiß grollen viele von Reisers Kollegen ebenso über die weitgehende Abschaffung eines individuell ausgerichteten, an persönlichen Bildungszielen orientierten Studiums. Aber sie ballen die Faust in der Tasche, statt sich – wie Reiser ein wenig pathetisch, aber in der Sache berechtigt empfiehlt – Gandhi zum Vorbild zu nehmen. Man könnte auch auf ein etwas weniger prominentes, aber um so direkteres Vorbild Reisers verweisen: auf den Frankfurter Ordinarius Ernst Kantorowicz, der sich 1933 aus Protest gegen die »Wiederherstellung des Berufsbeamtentums« beurlauben ließ und dies damit begründete, daß er als Professor »ein Bekenner« sei.

Vielfalt statt Einfalt? Normalismus in der BRD

von Adolph Przybyszewski

In Köln fand wieder ein Aufmarsch der Anständigen statt. Ihrem Anführer, dem regierenden CDU-Funktionär, gelang es, deutsche SPD- und Antifa-Genossen mit türkischen Nationalisten und religiösen Lobbygruppen, emanzipierte ProtestantInnen mit islamischen Antifeministen, aufgeklärte Tolerante mit tribalistischen Homosexuellenhassern zu vereinen. Solche Einheitsfront der Vielfalt bedarf freilich des einigenden Feindes, damit zusammenwächst, was nicht zusammengehört. Daß dieser Feind als »Republikfeind« Fetischcharakter hat, wissen wir längst: »Die Rechten« bilden – gleichermaßen Wunsch- und Angstprojektion – das ganz Andere, das Anormale schlechthin für eine Gesellschaft, die sich als universal, zivilisiert und tolerant begreift. Der hier herrschende flexible Normalismus, wie ihn Jürgen Link analysiert hat (*Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird*, Göttingen 2006), fährt vor diesem Fetisch seinen Toleranzen-Thermostat herunter und nähert sich damit einem Protonormalismus, wie er bei den National-Sozialisten auf die Spitze getrieben war: Deren Modell gesellschaftlicher Normalisierung entsprach dem Typ einer Industrienorm, und entsprechend rigid fiel damals die »Aussortierung« nicht normgerechter Elemente aus. Tatsächlich geht Link von einem »unvermeidlichen Umschlagen« des einen Normalismustyps in den anderen aus.

Die Grundbedingung für den Umschlag jenes früheren Protonormalismus in die heutige Variante etwa lag darin, daß eine »geschichtslange Güterknappheit« durch die beispiellose »Steigerung von Produktion und Konsumtion« in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zu einer neuen Gesellschaftsform führte, wie Peter Furth kürzlich erörtert hat (*Über Massendemokratie. Ihre Lage bei Panajotis Kondylis*, in: *Merkur* Nr. 717, Februar 2009, S. 93–102). Diese erscheint als »Angleichungs- und Erschöpfungsergebnis der sozialen und ideologischen Kämpfe seit dem 18. Jahrhundert«, als »eine Synthese aus den enttäuschten, nicht ruinierten Bestandteilen der drei Ideologien, die in der Nachfolge der bürgerlichen Revolution um die Hegemonie kämpften: Liberalismus, Kon-

servatismus und Sozialismus«. Mit dem breiten Wohlstand schienen sich nun Spielräume für einen gesteigerten »Individualismus« zu öffnen.

In der »Marktwirtschaft« sind freilich Marktgängigkeit und Renditen die entscheidenden Orientierungsgrößen: »Konto rhei« könnte man heraklitisch kalauern, hier ist Kapitalfluß alles. Traditionen und Sonderrechte stören, Produzenten und Konsumenten müssen liquid sein, der Mensch als Persönlichkeit wird liquidiert. Dennoch braucht der einzelne Marktteilnehmer geistigen Treibstoff über den Sozialneid hinaus: das Versprechen der »Selbstverwirklichung«. Wer aber ein »Selbst« will, muß doch wieder Absonderung, Verfestigung und damit Beharrung anstreben. Folgerichtig kam es in der Massenkultur der BRD zu einer »Institutionalisierung der Ambivalenz«, die es erlaubte, daß eigentlich »inkompatible Motive«, Konformismus und Individualismus, vereint und »komfortabel lebbar« wurden.

»Unterschiede mit ontologischem Anspruch«, natürlich vorgegebene also, kommen für den konformistischen Individualismus nicht in Frage: »Ihre Unverfügbarkeit ist ja der demokratische Skandal.« Also werden sie diskursiv »in Deutungs- und Umwertungsunterschiede« verwandelt, »in gemachte und machbare« überführt. Damit lassen sich die »dem utopischen Impuls im Gleichheitsmotiv entgegenstehenden Unterschiede« bekämpfen, ohne »die Opferkosten einer physischen Revolution riskieren zu müssen.« Die zur »Selbstverwirklichung gebrauchten Unterschiede« indes dürfen gefahrlos »von der Normalität der Versandkataloge bis hin zur Provokation der Exzentrik ausprobiert werden«. Der »bürgerliche Unterschied von Privatheit und Öffentlichkeit« schwimmt, normative Ansprüche werden Geschmackssache.

Furth beschreibt hier nichts anderes als die ideologische Praxis des wohlstandsbedingten flexiblen Normalismus. Wenn dieser nun in Köln und anderswo umzuschlagen scheint, die »Toleranz« gegen indigene Deutsche offen repressiv wird, fragt sich, ob das nur örtliche Ausschläge jenes Thermostaten an den inneren Rändern des Normalismus sind – oder zeichnet sich ein Umschlag größeren Maßstabs ab?

Kalter Kaffee, Kalter Krieg

von Thorsten Hinz

Nichts Neues vom Historiker Hubertus Knabe, der in seinem jüngsten Buch »die Wahrheit über die Linke« (Hubertus Knabe: *Honeckers Erben. Die Wahrheit über die Linke*, Berlin: Propyläen 2009, 392 S., 22,90 €) enthüllen und dazu beitragen will, »Honeckers Erben auf den Müllhaufen der Geschichte zu befördern, auf dem die DDR zu Recht gelandet ist«. Der Direktor der Stasi-Gedenkstätte in Berlin-Hohenschönhausen bleibt sich treu. Die Frage, warum die Entwicklung seit 20 Jahren konstant eine andere Richtung nimmt, als er das seitdem in einem Dutzend Bücher für vertretbar hält, diskutiert er nicht. Um so lauter schimpft er auf das moralische Versagen der übrigen Akteure.

Honeckers Erben ist in drei Abschnitte gegliedert. Der erste, »Herkunft«, bietet einen Abriss von der Gründung der KPD 1918 bis heute. Der zweite, »Politik«, schildert die phantasie- und trickreiche Transformation der SED zur akzeptierten Linkspartei. Im dritten wird ihr »Personal« kritisch durchmustert. Knabe macht Stasi-Spitzel, Betonköpfe, Mao-Freunde, verfassungsfeindliche Linksextremisten usw. in ihren Reihen aus. So weit, so wahr, so bekannt.

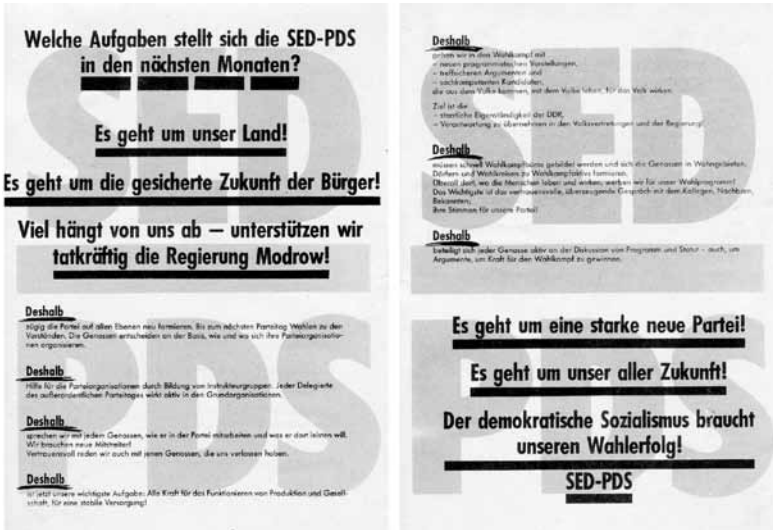
Die Redundanz ist ein Zeichen von Rat- und Fassungslosigkeit. Knabe verfügt über kein theoretisches Gerüst, um vom Material zu abstrahieren. Seine Literaturliste enthält kein Werk zur Politik- und Geschichtstheorie, das von Belang wäre. Zu philosophischem Gleichmut könnte ihm verhelfen, die Linkspartei als Teil der »Ewigen Linken« zu begreifen, »einer Empfindungs- und Denktendenz, die an den vorhandenen gesellschaftlichen Verhältnissen Anstoß nimmt, weil sie sie für ungerecht hält. Als ungerecht gilt jede Situation, die dem einen mehr an Gütern und Lebensmöglichkeit gibt als den anderen (...).« Da der Konflikt zwischen »Arm« und »Reich« der »gesellschaftliche Elementargegensatz schlechthin« ist (Ernst Nolte), läßt die Tatsache, daß die Linkspartei auf seiten der »Gerechtigkeit« steht, alle SED-Vergangenheits-Vorwürfe je länger, desto mehr verblasen. Natürlich ist ihre Kritik an den Hartz-IV-

Gesetzen »demagogisch«, doch abwegig ist sie nicht. Ein Abgleich mit den Analysen von Panajotis Kondylis würde Knabe zeigen, daß die Partei die Bedürfnisse der Massendemokratie bedient, deren innerster Antrieb das Streben nach »Gerechtigkeit« durch voraussetzungslosen »Wohlstand für alle« ist.

Der entscheidende Kritikpunkt aber ergibt sich aus der Behauptung, nach dem Mauerbau hätte die SED-Führung doch »ungestört ihre Utopie verwirklichen können«. Das insinuiert eine Souveränität der DDR und ist folglich Unsinn. Den Versuch, ein Neues Ökonomisches System (NOES) einzuführen, das in begrenztem Maße auf Rentabilität basierte, beendete die Sowjetunion, indem sie der DDR 1965 ein Handelsabkommen aufzwang, das ihre Exportkraft praktisch an Moskau auslieferte und für den devisabringenden Handel mit dem Westen nur noch Güter geringerer Qualität übrigließ.

Die DDR muß als sowjetisches Protektorat und Folge der Teilung Deutschlands beschrieben werden. Knabes Aufregung darüber, daß Links-Politiker den Mauerbau mit dem Kalten Krieg in Verbindung bringen, ist lächerlich. Mit Empörung zitiert er die Aussage des sächsischen PDS-Fraktionschefs Peter Porsch, die Mauer habe »1961 den Frieden in Europa und der Welt erhalten«. Kennt Knabe den Ausspruch von US-Präsident Kennedy, die Mauer sei besser als ein Krieg? Kennt er das Fernsehinterview, das US-Senator William Fulbright, Vorsitzender des Außenpolitischen Ausschusses, am 30. Juli 1961 führte und in dem er die DDR-Machthaber zur Grenzschießung ermunterte? Die Mauer war nicht nur von der DDR und der Sowjetunion gewollt, auch der Westen war hochzufrieden damit, weil sie den spannungsreichen Status quo in Europa befriedete.

Knabe ignoriert diesen Kontext. Man kann aber nicht vernünftig über die DDR, die SED, die Linkspartei und ihre aktuelle Akzeptanz auch im Westen reden, ohne die bizarre Situation zu benennen, in der das geteilte Deutschland sich zwischen 1945/49 und 1989 befand. Beide deut-



Noch unverfälscht: Aufruf 1990

schen Teilstaaten wurden von ihren jeweiligen Vormächten eingeladen, ihnen zur Seite und so auf die Seite der Sieger zu treten. Der Preis war die doppelte Bereitschaft, die Selbstausschöpfung Deutschlands im Fall eines bewaffneten Konflikts hinzunehmen. Politisch wie psychologisch ist das nur aus dem Erlebnis der totalen Niederlage von 1945 zu erklären, das die Deutschen davon überzeugt hatte, kein genuines Recht auf ein gesamt nationales Interesse mehr zu besitzen. Der Weltbürgerkrieg war damit auch ein innerdeutscher Bürgerkrieg. Die erfahrene Bürgerkriegspartei KPD war als SED identisch mit dem Staat und zugleich Statthalter Moskaus, während die Bundesrepublik dem US-Lager unter dem Banner des Antikommunismus beitrug. Die bürgerlichen Kräfte in der DDR waren in der deutsch-deutschen Auseinandersetzung zur Stummheit verurteilt und wanderten ab. Die DDR-Sympathisanten in der Bundesrepublik hatten mehr Freiraum, allerdings wirkte die Realität der DDR so abstoßend, daß selbst für die Westlinke die DDR eher eine abstrakte geschichtliche Hoffnung als praktische Option darstellte.

Um es noch komplizierter zu machen: Die Situation, die sowohl Sowjetunion als auch USA nach 1945 zu Supermächten aufsteigen ließ, hatte die Ausschaltung Deutschlands zur Voraussetzung. In diesem Sinne sagte US-Außenminister Dulles im Februar 1959 zum Regierenden Bürgermeister von Berlin, Willy Brandt: »Wenn wir uns in hundert Fragen mit den Russen streiten, in der hundertersten sind wir mit ihnen einig: Ein neutrales, womöglich noch bewaffnetes Deutschland, das zwischen den Fronten hin und her marschieren kann, wird es nicht geben.« Da angesichts des atomaren Patts keine der beiden Supermächte die andere zwingen konnte, ihren Teil Deutschlands dem anderen Lager zu übergeben, bedeutete das die fortdauernde Teilung. Diese geo- und machtpolitische Sachlage wurde moralisch überhöht durch die Feier des Sieges über den Nationalsozialismus – in diesem Punkt waren Washington und Moskau sich einig. Die Fortexistenz der DDR aber setzte die Grenzschießung voraus – das war der Hinter-

sinn von Senator Fulbrights Empfehlung. Weltanschaulich und geostrategisch durfte sich die SED-Führung als Vollstreckerin eines Weltwillens und geschichtlichen Gesetzes fühlen, als sie den Mauerbau betrieb.

Dieser Zusammenhang hätte nach dem Ende des Kalten Krieges thematisiert werden müssen! Stattdessen wurde die Bürgerkriegslogik wiederbelebt und die DDR auf den Homunculus reduziert, der das geschichtliche Unrecht verkörperte. Der westliche Teilstaat, dessen System sich als das stärkere erwiesen hatte, gerierte sich als Verkörperung des Ganzen und kostete seine neue Siegerstellung gegenüber der DDR, dem letzten Verlierer des Zweiten Weltkriegs, »noch einmal genüßlich aus« (Wolfgang Schivelbusch). Das löste und löst Gegenreaktionen aus wie die Renaissance der PDS. Auf eine perverse Weise war die Partei im Recht, als sie die Verurteilung des letzten SED-Chefs Egon Krenz als »Demütigung von Millionen Staatsbürgerinnen und Staatsbürgern der DDR« verurteilte. Pervers war das, weil die PDS ebenfalls mit der alten Bürgerkriegslogik argumentierte, anstatt diese im Lichte gesamtdeutscher Tragik zu deuten und aufzuheben.

Für die alten und nachträglichen Parteigänger der DDR im Westen hat sich die Situation mit dem Verschwinden des SED-Staates entscheidend verbessert, denn sie erspart ihnen die Konfrontation des linken Anspruchs mit der realsozialistischen Wirklichkeit. Verbessert hat sich die Stellung der Linken auch, weil der Sieg über den NS politisch-moralische Grundlage der Weltordnung geblieben ist, ohne daß diese jetzt durch die Konflikte des Kalten Krieges konterkariert wird. So kann die Linke darauf verweisen, mit den globalen Empfindungs- und Denktendenzen des Fortschritts konform zu gehen. Weil inzwischen alle deutschen Parteien diese Tendenzen teilen, gibt es für sie keinen Grund mehr, die Linke prinzipiell abzulehnen. Der gute, alte Antikommunismus der Bundesrepublik, dem Knabe nachtrauert, ist auf doppelte Weise obsolet. Um mit diesen Realitäten klarzukommen, ist eine andere Denk- und Schreibweise gefragt, als Hubertus Knabe sie uns bietet.

Berliner Hürdenlauf

von Erik Lehnert

Es hätte alles so schön sein können. *Institut für Staatspolitik (IfS)*, 17. Berliner Kolleg zum Thema »Die Deutsche Frage«: Der nach langer Suche gefundene Raum im Prenzlauer Berg, eine schön restaurierte ehemalige Aula, stand seit zwei Monaten fest. Vor Ort war alles mit den Betreibern besprochen worden, das Programm war bekannt. Da uns aber die Mechanismen vertraut sind, gaben wir den Ort erst wenige Tage vor der Veranstaltung bekannt und hofften, daß die Veranstaltung wie geplant würde stattfinden können.

Donnerstag kurz vor 17 Uhr dann der Anruf: Der Mietvertrag ist gekündigt, man mache von seinem Hausrecht Gebrauch, die Veranstaltung werde in den Räumen nicht stattfinden. Man habe gegoogelt und dabei herausgefunden, daß wir umstritten seien. Nun ja, das ist Peer Steinbrück auch. Ob denn jemand angerufen und vor uns gewarnt hätte. Nein.

Gut. Oder auch: nicht gut. Denn wir sehen im Internet, daß der *blick nach rechts* vor Tagen eine Meldung über unsere Veranstaltung veröffentlicht hat und den Vermieter vor Imageschaden warnt, sollte er sich mit uns einlassen. Also: Neue Lage, Leute anrufen, Räume recherchieren, Netzwerke aktivieren.

Schließlich kommen die Korporierten zum Zug. Einer kennt einen, der einen kennt, der einen Veranstaltungssaal betreibt. Anruf, offene Karten, Problem erläutern (uns sind kurzfristig die Räume gekündigt worden, weil andere denken, daß wir böse sind). Der Korporierte versichert, daß uns sein Raum erhalten bleibt: Er selbst habe schon alles erlebt, wisse Bescheid und werde die Sache in jedem Fall durchziehen. Große Erleichterung unsererseits.

Am Freitag machen wir uns gegen halb zwei von Schnellroda aus auf den Weg nach Berlin, und nach einer Stunde Autobahn kommt dann der Anruf von demjenigen, der schon alles erlebt hat: Er müsse den Mietvertrag leider, leider kündigen. Er hätte Anrufe und Faxe von VerDi und fast allen Berliner Parteien bekommen, und selbst die Bezirksbürgermeisterin hätte ihn an-

gerufen. Tenor: Mit uns schade er seinem Ruf, Veranstaltungen würden bei ihm nicht mehr gebucht. Jetzt hat er Angst. Auch ein halbstündiges Telefonat fruchtet nicht. Es wird jetzt ein bißchen ekelhaft: Schließlich hat auch die Selbsterniedrigung um der guten Sache willen ihre Grenzen.

Also alles zurück auf Start (siehe oben). Als wir in Berlin ankommen, ist ein Raum gefunden. Ein Freund hat eine Etage in einem leerstehenden Fabrikgebäude aufgetan. Improvisieren, die einzige erhaltenswerte DDR-Tugend, ist angesagt: Der Rest des Abends geht für die Organisation von Stühlen, Technik und Essen drauf, und die Teilnehmer erfahren den neuen Ort. Der *Antaios*-Verlagsabend in einer Charlottenburger Kneipe wird zur Nebensache.

Am nächsten Tag klappt alles wie am Schnürchen: Zahlreiche Helfer sorgen für reibungslosen Aufbau, Ablauf und Abbau, fast alle Teilnehmer hat die Nachricht vom neuen Ort erreicht, die anderen werden von den ursprünglichen Veranstaltungsorten umgeleitet. Kein Referent hat abgesagt: Menno Aden trägt über »Deutschen Patriotismus in Europa« vor, Detlef Kühn über die Wandlungen im Wiedervereinigungsstreben der BRD, Steffen Dietzsch über die »Gründe des Untergangs der DDR« und Karlheinz Weißmann über die »deutsche Frage als Frage der anderen«.

Unter dem Strich bleiben drei Schlußfolgerungen. 1. Daß das Vorgehen des Gegners bezüglich der Raumkündigungen erfolgreich ist, liegt in der Natur des Menschen, die auch in der Demokratie nicht hintergebar ist. Beschämend ist, daß die Instrumente nur noch gezeigt werden müssen. 2. Die verdeckte Vorgehensweise des Gegners soll uns beschäftigen und von ernsthafter, konstruktiver Arbeit abhalten. Das müssen wir bedenken, wenn wir Aufwand und Nutzen solcher Berliner Hürdenläufe gegenüberstellen. 3. Vor dem Hintergrund der gutmenschlichen Selbstgefälligkeit heben sich jene Menschen umso heller ab, die nicht moralisch versackt sind und um die Lage in unserem Land wissen.

Bündnisträumereien

von Wiggo Mann

In Krisenzeiten verwischen die Grenzen der politischen Lager, die Mitte dünnt aus, Ränder und Querfront haben Oberwasser. Mancher träumt sogar schon von Bündnissen zwischen Lagern, die sich gestern noch feindlich gegenüberstanden. Auch der Publizist Jürgen Elsässer nährt diese Hoffnung. Mit seiner Forderung nach einer Volksinitiative von Lafontaine bis Gauweiler und dem Ruf nach einem starken Nationalstaat als Antwort auf die Finanzkrise fliegt ihm derzeit manch konservatives Herz zu.

In Vergessenheit gerät, daß Elsässer als Vertreter des antideutschen Lagers jahrelang nicht nur gegen diesen Staat, sondern auch dessen Volk publizistisch gewettert hat. In der *Jungle World* droch er auf Kritiker des Holocaust-Mahnmals ein und verhöhnte die Befürworter des Berliner Stadtschlosses als »Preußen-Nostalgiker«, die die Hauptstadt nach dem Ebenbild des schwarz-weiß-roten Kaiserreichs gestalten wollten. Heute scheint Elsässer dagegen mit den Preußen keine Probleme mehr zu haben: *Nationalstaat und Globalisierung. Als Linker vor der Preußischen Gesellschaft* heißt sein neues Buch (Waltrop/Leipzig: Manuscriptum, 101 S., 8.80 €).

Nun hat jeder das Recht, seine Positionen zu überdenken, und vielleicht meint es auch Elsässer ernst mit seinen Ansichten. Es ist jedoch bezeichnend, mit welchem Eifer Konservative und Rechte jetzt um die Aufmerksamkeit des Journalisten betteln. Ihre Dankbarkeit, daß sich hier einer herabläßt und mit ihnen diskutiert, hat etwas vom geprügelten Hund, der für den kleinsten Knochen artig mit dem Schwanz wedelt – anstatt die Hand zu beißen, die ihn für gewöhnlich schlägt. Wenn ein ehemals Linker sich auf das konservative Lager zubewegt, wird ihm dort alles Frühere verziehen. Einem von Rechtsaußen hingegen würden dieselben Konservativen bloß die kalte Schulter zeigen, denn das Wandern zwischen den politischen Welten ist nur in eine Richtung geduldet.

Bei Elsässer wäre es wichtig und interessant, ihn nach seiner Auffassung zum deutschen Schuldkult zu befragen und herauszukitzeln, wie er denn mit jenen Deutschen, die er bisher ohne

multikulturelle Abfederung kaum zu ertragen vermochte, nun die Nation in Stellung bringen möchte. Für den einen oder anderen Querfront-Träumer dürfte dies ein bitteres Erwachen geben.

Und auch anderswo wird der Ruf nach einem lagerübergreifenden Bündnis lauter, etwa bei der Anti-Islambewegung. Deren Teilnehmer reichen mittlerweile von kleinen Rechtsparteien über Frauenrechtlerinnen bis hin zu jüdischen Publizisten und israelfanatischen Internetforen. Zwar sind die Islamgegner von einem gemeinsamen Bündnis noch weit entfernt, doch der Applaus, der einem Ralph Giordano oder einem Henryk M. Broder regelmäßig aus der konservativen Ecke zuteil wird, erinnert auch hier stark an das kurzsichtige Primat der amerikanischen Außenpolitik, wonach der Feind des Feindes ein Freund sein muß. Sicher, warum sollte man bei dem Thema nicht einen gemeinsamen Weg mit Giordano, Broder oder auch Alice Schwarzer einschlagen? Immerhin läßt sich dadurch ein breiteres Publikum erreichen. Allerdings sollte man dabei eben nicht vergessen, daß ein gemeinsamer Weg auch ein gemeinsames Ziel voraussetzt, und dieses dürfte zwischen Giordano und Anhängern einer Rechtspartei genausowenig bestehen, wie zwischen Schwarzer und Vertretern des christlich-konservativen Lagers.

Wer sich ein solches Bündnis wünscht, sollte bedenken, daß es aufgrund der Angriffsfläche an seinen Nahtstellen bei der ersten Gelegenheit wieder auseinanderbrechen wird. Die Partner solcher Allianzen bekämpfen sich meist gegenseitig, sobald der gemeinsame Feind besiegt und damit die Grundlage des Bündnisses hinfällig geworden ist. Als beispielsweise am 19. und 20. September vergangenen Jahres Pro Köln gegen den Bau einer Großmoschee einen »Anti-Islamisierungskongress« und eine Kundgebung durchführen wollten, distanzierte sich Giordano lautstark und bezeichnete die Gruppierung als »lokale zeitgenössische Variante des Nationalsozialismus«, deren Mitglieder »wenn sie könnten, mich in eine Gaskammer stecken würden.« Das ist nun so ziemlich die größte Keule, die man gegen einen im Thema Verbündeten schwingen kann.

Ecce Homo: Zum 25. Todestag von Franz Fühmann

von Ellen Kositza

Da ist ein Dichter, der stets vorn dabei war: Kulturelite, unter welchem Banner auch immer. Als junger SA-Mann – ab 14 nennt er sich bekenntnisstolz »Faschist« – publiziert er in Goebbels *Das Reich*, hält Vorträge über »das ethische Leitbild des Germanentums«. Er veröffentlicht weiter in der DDR – als Stalinanhänger, 1a-Marxist und Vergangenheitsbewältiger zählt er zu den protegierten Kulturschaffenden. Sogar den Absprung schafft er beizeiten. Mitte der 70er beginnt er sich auch hier widerständig zu artikulieren.

Auf den ersten Blick: Da hat einer gelernt, oben zu schwimmen, wie das Fettauge auf der Suppe. Nicht nur brav mit dem Strom, sondern als Wasserfall, der das Reißen nur antreibt. Doch der Augenschein trügt. Mit Franz Fühmann ist vor 25 Jahren, am 8. Juli 1984 einer unserer Großen gestorben. Ein Fanatiker, sicher. Ein zeit seines Lebens gequälter, von Selbstzweifeln zerrissener Einsamer. Kein Opportunist, sondern ein Ringender, suchend nach einem Dienst, in den er sein Leben stellen wollte.

Fühmann wurde 1922 im böhmischen Rochlitz geboren. Jesuitenzögling, Wehrmachtsangehöriger, Umerziehung in einem lettischen Antifa-Lager. Heiner Müller über den Schriftsteller: »Fühmann kam direkt aus der Kriegsgefangenschaft, noch schwitzend vor Eifer, sich als neuer Mensch zu bewähren. Er war da umgedreht worden wie in den Schauprozessen, nach dem Prinzip: auseinandernehmen, neu zusammensetzen ...«

Seine Veröffentlichungen werden ergänzt von einem immensen Nachlaß, der bis vor wenigen Jahren mit einer Sperrfrist belegt war. Großartig ist etwa Fühmanns 1981 gehaltener Vortrag über Gottfried Benn, der in der DDR weitgehend unbekannt blieb. Der Philosoph und Benn-Biograph Gunnar Decker hat nun Fühmanns Leben, Werk und Nachlaß (inkl. Benn) in einem opulenten und lobenswerten Essay aufgearbeitet. (Gunnar Decker: *Franz Fühmann. Kunst des Scheiterns. Eine Biographie*, Rostock: Hinstorff 2009) Auch wenn man in einigen Stellen Hans Richters Fühmann-Biographie (*Ein deutsches Dichterleben*, Berlin: Aufbau 1992) vorziehen mag – Deckers Hoffnung auf eine gesamtdeut-

sche Neu-Entdeckung des DDR-Schriftstellers möchte man sich unbedingt anschließen.

Sicher: Vieles, was Fühmann zu Papier brachte, lohnt die Lektüre nicht. Er selbst äußerte mal, er hätte seine Werkbiographie gern 1973 mit der Ungarn-Erzählung *22 Tage oder die Hälfte des Lebens* beginnen lassen. Die Liste des Empfehlenswerten ist dennoch lang. Ein Reichtum an Sprache und Gedanken! Etwa *Der Sturz des Engels* (1982), seine Lektüre-Erfahrung mit Georg Trakl – neben der Beschäftigung mit dem Mythos sein großes Lebensthema. Oder der bei Reclam erschienene Sammelband *Marsyas. Mythos und Traum*. Viele seiner Kinderbücher zählen dazu. Seine für ein jugendliches Publikum geschriebenen *Shakespeare-Märchen* sowie *Androklus und der Löwe* gehören in jeden Haushalt, ebenso wie seine vorzügliche Prometheus-Nacherzählung.

Zu Kindern hatte Fühmann, Vater einer Tochter (und trotz geistiger und räumlicher Distanz »notorisch treuer Ehemann«), ein besonderes Verhältnis, er pflegte Brieffreundschaften mit jungen Lesern.

Da haben wir sie wieder, die Sehnsucht nach einem Urgrund, nach Reinheit; die Anziehung eines »naiven« Glaubens. Dazu mag passen, daß er sich gegen Ende seines Lebens der Arbeit mit Behinderten zuwandte; zu einem Zeitpunkt, da die DDR-Obrigkeit ihn als »Geistesschwachen« rubrifizierte. Da hatte er bereits zahllose Jahre an seiner unvollendet gebliebenen Mammutprosa *Bergwerk* gesessen. Der Bergarbeiter war zeitlebens Fühmanns Idol: schachten, immer tiefer, ins immer Dunklere, um endlich – und doch nie – auf den Kern zu stoßen.

Man könnte Fühmann auch entlang seiner Krankheitsgeschichte beschreiben: Da ist zum einen die Häutung. Fühmann, über Jahre Alkoholiker (später strikter Abstinenzler und Rohköstler) war zeitweilig fettüchtig. Die Haut hing ihm später als Lappen vom Körper. Er ließ die hindernde Last runterschneiden. Dann: Eine schwerwiegende Rückenmarkserkrankung. Sein Rückgrat war zuletzt nur durch ein Stahlkorsett aufrecht zu halten – was für ein Bild! Am Ende dieses traurigen, großartigen Mannes hatte der Darmkrebs seinen Körper von innen zerfressen.

Ein »katholischer, rechtsradikaler Liberaler« Zum 100. Geburtstag von Erik von Kuehnelt-Leddihn

von Georg Alois Oblinger

Erik Maria Ritter von Kuehnelt-Leddihn war vielleicht der letzte Universalgebildete. Aus altem österreichischem Adel stammend, am 31. Juli 1909 in Tobelbad (bei Graz) geboren, studierte er in Wien und Budapest Jura, Staats- und Volkswirtschaftslehre, Osteuropakunde sowie Theologie. Er eignete sich eine umfassende Bildung an und erlernte zahlreiche Fremdsprachen: Er beherrschte später zwanzig davon fließend, darunter Japanisch und Arabisch. Schon früh machte sich sein Drang in die Welt hinein bemerkbar. Als Sechzehnjähriger betätigte er sich bereits als Journalist und ging als Zwanzigjähriger für eine ungarische Zeitung als Korrespondent nach Rußland.

Mit 23 schrieb er seinen ersten Roman *Jesuiten, Spießler, Bolschewiken*, der unter den Nationalsozialisten auf den Index kam, später aber mehrfach übersetzt wurde. Hier greift er bereits das große Thema seines Lebens auf: den vom katholischen Standpunkt aus geführten Zweifrontenkampf gegen Sozialismus/Kommunismus, gegen Pharisäer- und Kleinbürgertum. Sein Zukunftsroman *Moskau 1997* (1940) fand zahlreiche Auflagen, zuletzt (leicht gekürzt) bei Herder unter dem Titel *Der gefallene Engel*.

Erik von Kuehnelt-Leddihn heiratete 1937 Christiane Gräfin Goess und übernahm im selben Jahr eine Professur in den USA. Obwohl er sich ab 1947 mit seiner Familie im österreichischen Lans niederließ, zog es ihn als Vortragsreisender später immer wieder nach Amerika und ebenso auf alle anderen Kontinente. Kuehnelt-Leddihn sah die Weltgeschichte in der Spannung zwischen »Freiheit oder Gleichheit«. Diesen Titel trägt auch sein 1953 erschienenes metapolitisches Werk, in dem er seine konservative Grundposition dargelegt hat. In *Die falsch gestellten Weichen* (1985) weist er nach, wie alles linke Gedankengut 1789 in Frankreich seinen Ursprung nahm und sich als »roter Faden« seitdem unaufhaltsam fortzog. Seine letzte politische Schrift ist das 1994 erschienene *Demokratie – eine Analyse*. Gegen den kirchlichen Linkstrend bezog er Stellung in *Kirche und Moderne* (1994) und *Kirche kontra Zeitgeist* (1996).

Der diskussionsfreudige Konservative, der sich bis ins hohe Alter hinein gerne als Au-

*Right is right
and left is wrong!*



tostopper betätigte, um die verbale Auseinandersetzung mit dem »Mann von der Straße« zu suchen, widersprach vor allem, wenn kompromißselige Gemeinplätze geäußert wurden, etwa: »Ich stehe in der Mitte« (»Auf halbem Weg zwischen Obersalzberg und Lubjanka?«) oder »Die äußerste Linke und die äußerste Rechte berühren sich doch irgendwo.« Seine Definition lautete: »Rechts steht für Persönlichkeit, Vertikalität, Transzendenz, Freiheit, Subsidiarität und Vielfalt, links steht für Kollektivismus, Horizontalismus, Materialismus, Gleichheit-Nämlichkeit, Zentralismus und Einfalt (in beiden Sinnen des Wortes).« So verstand er sich selbst als einen »katholischen rechtsradikalen Liberalen« (*Criticón*, Nr. 24). Seine Vorträge beendete er gerne mit dem Ausruf »Right is right and left is wrong!« Wortgefechte mit ihm waren so fruchtbar wie anstrengend: Es gab keine sogenannte »Selbstverständlichkeit«, die Kuehnelt-Leddihn nicht in Frage stellte.

Immer wieder betätigte er sich auch als Photograph und als Maler, wobei seine Bilder ebenso provokativ sind wie seine Texte. Er konnte noch die Arbeit an seiner Autobiographie *Weltweite Kirche* beenden, das Erscheinen dieses umfassenden Werkes erlebte er jedoch nicht mehr. Erik von Kuehnelt-Leddihn, von seinen Freunden schlicht »der Ritter« genannt, verstarb am 26. Mai 1999.

Dieser Mann hatte tatsächlich einen ritterlichen Charakter. Mut, Intelligenz, Belesenheit, Lebenserfahrung, Humor und Nonkonformismus kennzeichneten ihn gleichermaßen. Ernst Jünger nannte ihn in seinem Werk *Siebzig verweht*: »Eine einsame Stechpalme, die im Humus des alten Österreich verwurzelt ist. Ein Beleg dafür, daß es heute weder Schulen, noch Eliten, sondern nur noch Solitäre gibt.«

Sezession wagen

Peter Sloterdijk: *Du mußt dein Leben ändern. Über Anthropotechnik*, Frankfurt: Suhrkamp 2009. 723 S., 24.80 €

»Du mußt dein Leben ändern« – der letzten Zeile des Rilke-Gedichts *Archaischer Torso Apollos*, erstmals 1908 veröffentlicht, hat Sloterdijk nicht nur den Titel seines neuen Buches entnommen. Mit der Interpretation dieses Gedichts eröffnet er seinen Reigen durch die 2000jährige Geschichte der »Trainingslehre«: Rilke habe die Vollkommenheit selbst noch des antiken Bruchstücks als einen Appell vernommen, diesem Anspruch gerecht zu werden. Die letzten beiden Zeilen des Gedichts lauten daher: »denn da ist keine Stelle, die dich nicht sieht. Du mußt dein Leben ändern.« Im ersten Satz sieht Sloterdijk eine »Religiosität« aufscheinen, die im Objekt ein Subjekt wahrnimmt und dadurch eine »private Erleuchtung« oder »ästhetische Ergriffenheit« verspürt. Der zweite Satz ist der daraus abgeleitete Imperativ, der am falsch geführten Leben ansetzt. Sloterdijk läßt es nicht bei den naheliegenden Interpretationen, der geistig-ethischen Wandlung, bewenden, sondern nimmt den körperlichen Aspekt in den Blick: Rilke muß auch der Unterschied zwischen der eigenen »Schwachleibigkeit« und dem antiken »Körpermenschen« aufgefallen sein. Der Imperativ könnte demnach lauten: »Gib deine Anhänglichkeit an bequeme Lebensweisen auf – zeige dich im Gymnasium (*gymnos*, nackt), beweise, daß dir der Unterschied zwischen Vollkommenheit und Unvollkommenheit nicht gleichgültig ist, führe uns vor, daß Leistung – *Exzellenz, areté, virtus* – für dich keine Fremdwörter geblieben sind, gib zu, daß für dich Motive zu neuen Anstrengungen existieren! ... Ergreife die Gelegenheit, mit einem Gott zu trainieren!« Damit hat Sloterdijk

bereits die wesentlichen Motive und Begriffe seines Buches genannt. Religion gibt es nicht, sondern nur Dinge, die als Religion bezeichnet wurden, in Wirklichkeit aber etwas ganz anderes sind: »mißverständene spirituelle Übungssysteme«. Das leitet Sloterdijk aus seiner Analyse der Olympischen Spiele der Neuzeit und den Praktiken von Scientology ab: Es geht, auch bei Rilke, nicht um Glauben, sondern Übung für den Kampf um die Höherentwicklung. Mit dieser These sichtet Sloterdijk das Material vor allem der abendländischen (und fernöstlichen) Geistesgeschichte und läßt es neu erscheinen. Er will Verborgenes explizit machen; etwas, das immer vorhanden war und nur nicht gesehen werden konnte, soll aufscheinen. Es handle sich dabei um ein »aufklärungskonservatives Unternehmen«. Was er zutage fördert, ist folgendes: Das »übende Leben« oder der *homo immunologicus* ist die Brücke zwischen Natur und Kultur. Menschen sind Immunsysteme, die durch Angriffe und Herausforderungen emporwachsen können. Es geht Sloterdijk vor allen Dingen um die Betonung der menschlichen »Vertikalspannungen«, um die Tatsache, daß es immer ein Vollkommenes und ein Unvollkommenes gibt. Der Mensch könne nur von den »von oben« ansetzenden Zugkräften her verstanden werden. Die »anthropotechnische Wende« meint daher nichts anderes, als die Erkenntnis dieser Prinzipien und damit die Möglichkeit ihrer Anwendung. Auf über 500 Seiten führt Sloterdijk seine These vom Lebewesen, das »nicht nicht üben kann« aus. Dabei wendet er sich zunächst der sichtbaren Seite zu und faßt sie in den Begriff der Sezession, der Absonderung von den anderen, nicht richtig Übenden. Sezession ist die kulturstiftende Tat, wenn der Akrobat den Drahtseilakt wagt und die anderen staunend und (hoffentlich ergriffen) da-

beistehen: »Die einfachen Leute erhalten ihr Zertifikat, wenn sie zugeben, daß ihnen schon beim Zuschauen schwindelig wird.« Die Akrobaten werden bei Verstetigung dieser Leistung zu Lehrern: »Sie sind die Provokateure der Zukunft, die die Katapulte für Würfe ins Übergewöhnliche bauen.« Sloterdijk untersucht die Folgen dieser Akrobatik auch im Innenleben der Betroffenen, zeigt verschiedene Lehrgestalten und Übungssysteme. Die (äußerliche) Sezession wird in der »Allgemeinen Wendungskunde« zur (inneren) Konversion erweitert. In der Moderne, der der dritte Teil gewidmet ist, hat sich das Handlungsziel des Imperativs verschoben: Jetzt lautet die Parole: Du mußt die Welt ändern; was all die politischen Versuche der letzten 200 Jahre miteinander verbindet. Die Moderne bietet die Möglichkeit der radikalen Unterscheidung für den Einzelnen nicht mehr, weil die Kreativität, der Ausstieg selbst zum Leitbild der Massen geworden ist. Sloterdijk schließt daher mit einem zwiespältigen Fazit: Einerseits ist die Sezession nicht mehr möglich, andererseits wird der Mensch weiterhin ein übendes Lebewesen bleiben müssen, das jetzt zudem auf viele Trainingserfahrungen zurückblicken kann. Das ist, angesichts der großen Geste des Buches, etwas wenig. Sloterdijks Neuerzählung der Geistesgeschichte unter dem Aspekt der Übung liest sich zwar erfrischend und in vielem wird man ihm zustimmen (und wo liest man heute eine ernsthafte Auseinandersetzung mit Spengler?), doch so ganz daran glauben mag man nicht. Er hat seine Methode, geläufige Begriffe durch ungewohnte zu ersetzen, auf die Spitze getrieben, ohne daß ein vergleichbarer Erkenntnisgewinn damit verbunden wäre. Die offensiv vorgetragene Einseitigkeit kann die Wirklichkeit wiederum nur einseitig erfassen.

Erik Lehnert

Schöne Literatur

Nicholson Baker:
Menschenrauch. Wie der Zweite Weltkrieg begann und die Zivilisation endete, übersetzt von Sabine Hedinger und Christiane Bergfeld, Reinbek: Rowohlt 2009. 638 S., 24,90 €

Wir Deutschen beziehen unsere Identität aus der Auffassung, daß wir den Zweiten Weltkrieg gewollt, begonnen und zu einem Flächenbrand ausgeweitet haben. Zwar wird diese eindimensionale Geschichtserzählung von Historikern wie Stefan Scheil, Gerd Schultze-Rhonhof, Ernst Nolte, Karlheinz Weißmann und anderen kapitelweise korrigiert oder ganz umgeschrieben, aber bevor sich so etwas in die Schulbücher und weiter in das kollektive Selbstverständnis senken könnte, müßten Denk- und Mediennetzwerke entmachtet und durch andere ersetzt werden. Der antideutsche lange Marsch durch die Institutionen ist auch dadurch an sein Ziel gekommen, daß Weißmann und Scheil eben nicht in Publikumsverlagen, sondern Schnellrodaer Bastelstuben erscheinen.

An weit prominenterer Stelle konnte nun der amerikanische Romancier Nicholson Baker seinen *Menschenrauch* in Deutschland plazieren. Rowohlt druckte die Übersetzung von *Human Smoke*, das eine Zusammenstellung von Artikeln, Zitaten, Anekdoten und amtlichen Dokumenten ist und formal an Walter Kempowskis *Echolot* erinnert. Im Leser bewirkt die Lektüre dieser Schnipsel nichts weniger als die Auflösung des hergebrachten Schwarzweißbildes von der Vorgeschichte des 2. Weltkriegs: Churchill und Roosevelt trieben den Krieg voran. Und zwar nicht erst, als er ausgebrochen war, sondern bereits bevor der erste Schuß fiel. Etliche Passagen verweisen auf die Verweigerungshaltung Englands und der USA den um Visa bettelnden Juden gegenüber. Hätte die »Endlösung der Judenfrage« auch das Ge-

sicht einer unerbittlichen, aber keinesfalls massenhaft tödlichen Vertreibung haben können? Man muß unvoreingenommen lesen. Und Baker ist wahrlich kein Autor, dem man vorverurteilend entgegenrät. Er ist Pazifist und Gründer des »American Newspaper Repository«, das Zeitungen des 19. und 20. Jahrhunderts sammelt. Material aus diesem Archiv hat er nun also absichtsvoll eingesetzt, um auf einen Punkt zu gelangen, der jenseits der Kriegsschuldfrage liegt: Das ist der Mensch, und es ist nur zufällig der deutsche Mensch, der als Verlierer des Kriegs paradigmatisch als »Abgrund« für alle anderen freigelegt und hergezeigt wird – zur Lehre? Nein, eher zur Vertuschung des englischen oder amerikanischen Abgrunds, wie Bakers Schnipsel zeigen. Das ist doch auch Scheils Ansatz, nicht? Vielleicht auch er demnächst bei Rowohlt?

Rudolf Kreis: *Die Toten sind immer die anderen. Eine Jugend zwischen den Kriegen*, Berlin: Landtverlag 2009. 560 S., 39,90 €

Wer das Kapitel »D-Day« aus der Lebenserzählung von Rudolf Kreis gelesen hat, begreift, warum dieser Mann sein Entkommen als Auftrag für eine breit angelegte Selbstprüfung ansah. Er landete in der SS-Division »Hitlerjugend«, fand sich als 17jähriger in den Tagen von Caen der materiellen Überlegenheit der alliierten Landungstruppen ausgesetzt, tötete, sah Gleichartige krepieren und überlebte das Gefangenenlager bei Bad Kreuznach. Am 8. Juli '45 wurde er entlassen. Was danach kommt, ist aus der Sicht des heute 83jährigen völlig unspektakulär, ist Epilog. Ich wechselte mit Kreis einige Briefe. Im vorläufig letzten schreibt er: »Es war aber die im tiefsten ergreifende Seinserfahrung unserer Generation, daß wir Menschen alle, in bestimmte Situationen gebracht, zu jedem Ver-

brechen fähig sind.« Aus dieser Erfahrung heraus will er also seinen Beitrag zu einer sachgerechten Geschichtsschreibung leisten, »die nicht länger rechtet und richtet, die ohne das Geländer des Systemdenkens auskommt, die keine politische Dienstleistung erbringt und deren Medium das Erzählen zu sein hat.« Es greift also zum falschen Buch, wer erwartet, daß Kreis irgendwie über Herkunft, Kindheit, Jugend huscht, um das Leben erst mit der Rekrutierung und dem ersten »Schliff« beginnen zu lassen. Ganz im Gegenteil: Goethes *Dichtung und Wahrheit* stehen Pate. Kreis erzählt gut und episch und unverblümt, Rhein und Mosel sind die Schauplätze, und für Kenner des konservativen Personals dürfte das Kapitel über »Dr. Feuerwasser« ein Anknüpfungspunkt sein: So nannten die Schüler ihren Lehrer Gerhard Nebel, der dann nach dem Krieg neben Armin Mohler einer der wichtigen Fürsprecher Ernst Jüngers wurde. Kreis zeigt also an seinem eigenen Beispiel, wie multikausal und unlogisch der Lebensweg aus dem Jahrgang 1926 in eine der großen Knochenmühlen des Kriegs führen konnte. Seine Beschreibungen sind dabei weniger artifiziell als etwa die Martin Walsers, der in *Ein springender Brunnen* seine Kindheit und Jugend in Wasserburg am Bodensee in einem literarischen Ich verarbeitete und dort aufhört, wo für ihn als junger Soldat (Jg. 1927) der Krieg vorbei ist. Kreis scheut das zu sehr Gedichtete, es würde die sachgerechte *Geschichtserzählung* doch stören. Angesichts dieser Überzeugung ist es konsequent, daß Kreis das Gespräch mit Ernst Nolte, dem systematischen Geschichtsdemkenker, sucht: Ein Abschnitt des letzten Kapitels zeugt davon. Es ist eine schöne Wendung, daß zum Frühjahrsprogramm des Landtverlags neben Kreis auch das neue Buch von Nolte gehört.

Götz Kubitschek

Bürger und Künstler

Hermann Kurzke: *Thomas Mann. Ein Porträt für seine Leser*, München: C.H. Beck 2009. 250 S., 16,90 €

Dieses Buch ist ein Genuß. Auch wer glaubt, schon vieles über Thomas Mann zu wissen, liest es mit Gewinn. Das liegt zum einen am brillant-präzisen Stil Kurzkes, der in hundert kleinen Kapiteln knapp, aber ungemein dicht das Leben Thomas Manns erzählt. Zum anderen an der Empathie, mit der Kurzke – emeritierter Germanistikprofessor und der Thomas-Mann-Forscher schlechthin – auf dieses Leben blickt. Man spürt, er weiß genau um Fähnrisse und Widrigkeiten der Künstlerexistenz. Dadurch entsteht eine Innenschau, die so taktvoll gehalten ist, daß sie nichts Voyeuristisches bekommt, obwohl sie gerade jenen Dichter zeigt, der sich vor den Augen der Welt verbarg: den sentimental, bis-

weilen liederlichen («ein träumerischer Faulpelz»), narzißtischen, manchmal depressiven. »Kein steifer und kalter Bürger fertigte dieses Werk, sondern ein unerfüllter, entwurzelter und verletzlicher Mensch rang es sich ab.« Vor allem zeigt es einen Romancier, der zeitlebens seiner Geschlechtlichkeit zu entfliehen suchte. Das Leiden an der sexuellen Indifferenz zieht sich als roter Faden durch das Buch. Und daraus resultierend ein weiterer Aspekt, der die Tragik, aber auch die enorme Schöpferkraft Thomas Manns erklärt, nämlich der selbstauferlegte Imperativ: *Du darfst nicht lieben!* Kunst als Kompensation, aber mit dem entscheidenden Dreh versehen, der aus der Not eine Tugend macht: »ein Mensch, der empfindet, dichtet schlecht.« Also – eiserne Disziplin bis zur Rücksichtslosigkeit. »Er kennt den Preis. Man kann nicht Künstler und Bürger zugleich sein. Man bezahlt Künstlerschaft mit dem Verzicht auf das Leben.«

Kurzkes einfühlsame Beschreibung verdeutlicht am Beispiel Manns, wie und warum Kunst und Literatur entstehen, welche Bedingungen, welche Zwänge und Beschädigungen nötig sind, damit sie über ihren bloßen Unterhaltungswert etwas essentiell Menschliches und Kulturelles enthält. Und welch enormer Druck zumeist auf einem solchen Dasein lastet: 1910 nahm sich eine Schwester das Leben, 1927 die andere, 1949 der Sohn Klaus. Tochter Erika verfiel den Drogen, Sohn Michael starb in der Silvesternacht 1976/77 an einer »Mischung aus Alkohol und Barbituraten.« Auch der berühmte Vater blieb trotz großbürgerlichen »Glücks« innerlich einsam, zerrissen, heimatlos und in ständiger Anspannung gefangen zwischen Trieb und Vernunft. – Ja, gewiß: »Es war anstrengend, Thomas Mann zu sein.«

Frank Lisson

Bürger ohne Kunst

Joska Pintschovius: *Die Diktatur der Kleinbürger. Der lange Weg in die deutsche Mitte*, Berlin: Osburg 2008. 727 S., 29,90 €

Die heutige Machtelite, die sogenannte Neue Mitte, rekrutiert sich aus kleinbürgerlichen Verhältnissen. Der Volkskundler Joska Pintschovius legt wortgewaltig und klug dar, mit welch langem Atem das einfache Volk seit Ausgang des Mittelalters zum Angriff auf die Ständehierarchie anrannte. Daß der Leser ebenfalls einen langen Atem braucht, um sich durch das fast anderthalb Kiloschwere Werk zu arbeiten, ist der Wermutstropfen, der Pintschovius' fulminante Chronik eines Massenaufstiegs trübt. Bereits der Titel deutet an, wohin die Analyse geht: *Die Diktatur der Kleinbürger* zeigt auf der Vorderseite eine »schicke« Edelstahlgarderobe, über deren Haken eine Krone hängt

wurde. Ordnung, Sauberkeit und das Streben nach Sicherheit zählt Pintschovius zu den Tugenden des Kleinbürgers, gepaart mit behäbigem Ehrgeiz, der ihn umgekehrt zu Untugenden wie Neid und Anpassungswahn verleite: »Als notorischer Opportunist ist er Spreu im Wind der jeweiligen Mehrheitsmeinung, und folglich begleiten Irrungen seinen Lebensweg, zu denen er sich mit dem Hinweis ›so war man früher, heute denkt man eben anders‹ bekennt.« Sowohl das innovationsfeindliche »Normendiktat« des frühneuzeitlichen Zunftwesens, die 48er-Revolution als auch die Massenbewegungen des 20. Jahrhunderts seien von einem Kleinbürgertum getragen worden, das sich mit eigenem Ständedünkel sowohl von Volkstümlichkeit als auch adeliger Sitte absetzte. Der Autor analysiert die »Wegmarken des steilen Machtzuwachses eines Standes, dessen geringes Selbstwertgefühl das Mittelmaß zur

Norm erhob.« Bis heute führe »bereits der Verdacht elitärer Abgrenzung« zu Argwohn und ausgrenzender Ächtung. Obgleich sie die klassenlose Gesellschaft als Ideal preisen, erhöhen sich ihre Führer aber zur »politischen Klasse« und maßen sich Privilegien einer Elite an. Pintschovius polemisiert grandios. So liest sich sein Buch als historisch fundierter, eigenwilliger Aufriß, der mit der Ständetreppe unter »Gottes Ordnung« beginnt und mit einer Überschau auf »volkspädagogische« Nützlichkeiten aus den Federn kleinbürgerlicher »Fernsehprofessoren« endet. Daß der Autor bei aller Gelehrigkeit Hunderte Seiten lang einen flotten Essay-Ton pflegt, zählt zu den Trümpfen des Buchs. Es komplett zu lesen ist eine Jahresaufgabe. Hernach mag man es (fußnotenlos, aber mit einem umfänglichen Namensregister) zu den Lexika und Nachschlagewerken stellen.

Ellen Kositzka

Digitaler Populismus

Susanne Gaschke: *Klick. Strategien gegen die digitale Verdummung*, Freiburg: Herder 2009. 200 S., 19,95 €

Die Diskussionen über unsere digitalisierte Welt meint man mittlerweile zu kennen. Computerkids, *e-learning*, die Frage nach der »Weisheit der Massen« via Wikipedia und ähnlichem, zuletzt die *e-Book-Debatte*: Haben wir das nicht alles längst abgewogen, eingeordnet und für uns – uns mündige Nutzer – entschieden? Was soll uns da ein Buch, das per Titel einen verschnürten, mit Packpapier umwickelten Bildschirm zeigt und *Strategien gegen die digitale Verdummung* verspricht? Allerdings kennen und schätzen wir Susanne Gaschke – wenn nicht als Mitarbeiterin der *Zeit*, so doch als Autorin, die auf der Langstrecke brilliert. Ihre Sachbücher zu Bildungs-, Erziehungs- und Emanzipationsfragen haben Gewicht. Auch

hier: Ein gutsortiertes, brillant formuliertes Argumentationsarsenal! Argumente wogegen? Gegen die Möglichkeiten, die uns die Welt der elektronischen Medien bietet? Mitnichten. Gaschke, Jahrgang 1967 und mithin weder eingeborenes Kind des Netzzeitalters noch Spätler in punkto e-Technologie, bemüht sich geradezu peinlichst darum, nicht in Reihen der »Fortschrittsfeinde« eingeordnet zu werden. Als kulturpessimistisch und reaktionär will sie nicht gelten. Als Journalistin weiß sie die Chancen des Internet und anderer digitaler Technologien zu schätzen. Ins Visier nimmt sie diejenigen (Publizisten, Pädagogen, Profiteure), die mit der weltweiten Vernetzung eine Heilslehre und die Schaffung eines »neuen Menschen« predigen. Gaschke gibt nichts auf die vielfältig geäußerte Aussicht, daß diese Techniken zu »mehr Demokratie, klügerer Wissenschaft, verantwortungsvollerem Journalismus« führten, daß gar »im Cyberspace

eine Zivilisation des Geistes erschaffen« würde. Argument für Argument, dabei wortgewandt und nachvollziehbar, nimmt sie in sechs Kapiteln die Euphemismen der »Digitalisten« auseinander. Sie konstatiert eine »Monopolisierung des Wissens«, verweist auf den Unterschied zwischen Bildung und Netzwissen, beschreibt die kurzatmig werdenden Lesegewohnheiten, eine grassierende »Antikonzentrations-Kultur« und nimmt die beliebte Vision der passionierten Netzwerker aufs Korn, in der er es vorgeblich »keinen autoritären Sender und keinen unmündigen Empfänger«, keine linearen, sondern reflexive Strukturen, sondern nur die Eine Welt der flachen Hierarchien gebe. Und, wichtig: Woher nehmen die *User* die Zeit, wo geht sie verloren? Pflichtlektüre!

Ellen Kositzka

Politischer Populismus

Michael Hüther/Thomas Straubhaar: *Die gefühlte Ungerechtigkeit – Warum wir Ungleichheit aushalten müssen, wenn wir Freiheit wollen*, Berlin: Econ 2009. 335 S., 19,90 €

Der öffentliche Diskurs über Wirtschaftsthemen sei durch Emotionalität und Faktenarmut gekennzeichnet, finden Hüther und Straubhaar. Sie nehmen sich dem populistischen Schlagwort schlechthin an: der Ungerechtigkeits-Debatte. Den in diesem Zusammenhang vorgebrachten Rufen nach »mehr Umverteilung« widersprechen die Autoren energisch. Klar ist ihnen, daß es einfacher ist, »an Instinkte – auch solche niederer Art! – zu appellieren, statt sachlich gute, seriöse Politik zu machen.« Als Formeln, um künftige Herausforderungen zu meistern, werden genannt: Wettbewerb sichern (durch offene Märkte), Teilnahmekancen eröffnen

(durch Bildung) und Marktversagen korrigieren (durch soziale Sicherung). Daran ist nichts neu! Nichts anderes hatte man vom Direktor des Instituts der deutschen Wirtschaft (Hüther) und Leiter des Hamburgischen WeltWirtschaftsinstituts (Straubhaar) erwartet. Für den Einzelnen mag hiervon die Bildung, als Investition in das individuelle Humankapital, von herausragender Bedeutung sein, da ein unmittelbarer Bezug zur eigenen Lebensplanung besteht. Bildung wird umso wichtiger, je kleiner die eigene Ausstattung mit physischem Kapital ist. Begrüßenswert auch die Forderung nach einem starken, von kompetenten Politikern geführten Staat, ja »Nationalstaat«! Aus dieser konservativen Position heraus wird in bezug auf die Einwanderungspolitik gefolgert, daß die BRD »auf eine rund fünfzigjährige Geschichte der Irrtümer und Versäumnisse zurück[blickt].« Aber schon die Ausführungen

zur »Theorie der Klubs« und dem »Gehen und Bleiben« lassen ernüchternd erkennen, daß konservative Ansichten nur dort vertreten werden, wo der gesunde Menschenverstand keine Wahl mehr zuläßt. Die Auffassung, Nationen und Völker als »Klubs« modellieren zu können, denen ein individuell-opportunistisches Mitgliedschaftskalkül zugrunde liegt, zeigt mehr als nur ein Sensibilitätsdefizit auf. Überraschend ist, daß das von Straubhaar vertretene Konzept des bedingungslosen Grundeinkommens keinen Eingang gefunden hat. Das Bestreben der Autoren, ihre Ausführungen durch ein philosophisches Fundament aufzuwerten, ist nachvollziehbar. Warum dafür Hannah Arendt gewählt wurde, bleibt rätselhaft. Vielversprechender erscheint hier die Orientierung an Wertvorstellungen der preußischen Reformier Stein und Hardenberg.

Randolf Jeß

Symbolkampf

Rudolf Jaworski: *Deutsche und tschechische Ansichten. Kollektive Identifikationsangebote auf Bildpostkarten in der späten Habsburgermonarchie*, Innsbruck: Studien 2008. 194 S., 32 Farbtafeln, Schwarzweißabbildungen, 26,90 €

Das seit einigen Jahren gewachsene Interesse am kollektiven Bildgedächtnis hat zwei Arten wissenschaftlicher Untersuchungen hervorgebracht: Sammlungen (etwa von Zigarettenbildern, Postkarten, Plakaten), die mit Hilfe der neuen Bilderfassungs- und Verarbeitungsmöglichkeiten erstellt werden und systematische Untersuchungen mit theoretischem Interesse. Das Buch von Rudolf Jaworski, Osteuropahistoriker an der Universität Kiel, hält sich ungefähr auf der Mitte zwischen beidem. Einerseits bietet es eine große Zahl von Illustrationen, andererseits wird der Symbolkampf in den historischen Kontext der Nationalitätenkonflikte des Habsburgerreiches eingeordnet. Zu den interessanten Ergebnissen dieser Arbeit gehört, daß Deutsche wie Tschechen im böhmischen Kronland ganz ähnliche symbolpublizistische Strategien verfolgten: daß die Tschechen regelmäßig versuchten, den deutschen Vorsprung durch mehr oder weniger exakte Kopien einzuholen, und daß die Postkarten, die Gegenstand der Analyse sind, eher der Integration des eigenen Lagers als der Diffamierung des gegnerischen dienten. Jaworski weist ausdrücklich darauf hin, wie klein die Zahl der Karten mit ausgesprochen verhetzendem Inhalt war. Bleibt als einziger Kritikpunkt die Menge an Ungenauigkeiten im Detail, was die Verwendung einzelner Zeichensysteme – etwa der panslawischen und der pan-germanischen Farben – betrifft. Hier wäre ein Blick in die einschlägige (wenn auch relativ schwer findbare) Literatur hilfreich gewesen.

Karlheinz Weißmann

Wahlkampf

Alice Schwarzer: *Damenwahl. Vom Kampf um das Frauenwahlrecht bis zur ersten Kanzlerin*. Mit Texten von T. Bruns und C. Louis, Geleitwort von Kanzlerin Merkel, Köln: KiWi Paperback 2009. 223 S., 8,95 €

Auch 2009 hält für Frauenrechtlerinnen eine Menge Feiernlässe bereit. Mein kleiner Frauenkalender führt allein 30 Jubiläen auf; Geburtstage bedeutender Vorkämpferinnen nicht eingerechnet. Seit 90 Jahren dürfen Frauen wählen. Ein Grund für Chantal Louis, *Emma*-Autorin, und Tissy Bruns, einst Vorsitzende der Bundespressekonferenz, 18 Politikerinnen über ihr »erstes Mandat« reden zu lassen. Petra Roth, Katja Kipping, Ursula von der Leyen und andere berichten von ihrem Weg in die Politik. Die beiden Autorinnen haben das in Porträts gefaßt. Wer wann in welches Amt aufrückte, wer wo von wem scheele (frauenfeindliche?) Blicke erntete – das ist mäßig interessant. Manche Dame bleibt blaß, andere wirken herzerfrischend; politisch vertreten lassen möchte man sich von keiner der Porträtierten – was nicht allein ein Aspekt der Geschlechterthematik ist. Gelegentlich ging die Rede, daß es zu einem Gutteil Alice Schwarzer zu danken ist, daß wir nun eine Kanzlerin haben. Merkel schreibt immerhin, daß vor 90 Jahren auch für Männer kein allgemeines Wahlrecht galt – keine unbedeutende Feststellung. Zuletzt sind zwei Louis-Artikel abgedruckt. Darin die durch Dutzende Untersuchungen widerlegte Behauptung: »Dürften nur Frauen an die Urnen, würden rechtsradikale Parteien in Deutschland scheitern.« Schwarzer selbst trägt ganze vier Seiten zum Buch bei. Eine Art Schirmherrin, besser: Schirmfrau? Den größeren Schirm hat das Familienministerium aufgespannt, mit dessen Mitteln das Buch gefördert wurde. Matriarchale Netzwerke halt.

Ellen Kositzka

Kulturkrampf

Robert Misik: *Politik der Paranoia. Gegen die neuen Konservativen*, Berlin: Aufbau 2009. 200 S., 17,95 €

Im neuen Buch des österreichischen Staatspreisträgers Robert Misik geht's also – der Titel samt abgebildetem Hirschgeweih, bekanntlich seit alters das Symbol der rechten Elite, sagt alles – um Paranoia und sogenannte neue Konservative. Wer hier paranoid sein dürfte, bleibt ebenso unklar wie die Antwort auf die Frage, wer die Neuen Konservativen denn sind. Wenn Misik – habituell im Ton eines aufgebrachten Klassensprechers – über die »neurechten« Ideologen schreibt, meint er häufig amerikanische Neocons, gelegentlich *Bild*-Chef Kai Diekmann, mitunter die Pro-Köln-Fraktion oder auch mal den Altlinken Götz Aly. Zitat: »Dieses Knäuel nenne ich die neuen Konservativen.« Ihnen gemein sei die mediale »Dominanz«, und: daß sie in einer »irren Welt« geistern, einer »obskuren Phantasie-Ideologie« frönen, »zum Schreien komisch« und »einfach nur Gaga im Kopf« sind. Damit ist der Kern dieses Buchs umrissen, das man auch als eine Gegen-schrift zum kürzlich ebenfalls bei Aufbau erschienenen *Es reicht* von Richard Wagner (ebenfalls auf Misiks Feindliste) verstehen darf. Einigermaßen treffsicher – allerdings vor allem fremde Federn zitierend – schreibt Misik nur dort, wo er von der »schicken Spießerei« handelt, vom sogenannten Geschmacksbürgertum, denen, die man früher Yuppies nannte. Die (tönerne!) Verzahnung von Stil-Elite mit Retrofimmel, Bürgertum und Karrierejunkies beschreibt er ganz treffend. Ansonsten: Gift und Galle, garniert mit grotesken Schlußfolgerungen. Daß Misik sich vor allem an Büchern abarbeitet, die etliche Jahre auf dem Buckel haben (Udo di Fabio, Peter Hahne ...) läßt den Furor umso kopfloser wirken.

Ellen Kositzka

Freiheit zur Einführung

Ludwig von Mises: *Vom Wert der besseren Ideen. Sechs Vorlesungen über Wirtschaft und Politik*, München: Olzog 2008. 142 Seiten, 19,90 €

Wer behauptet, wirtschaftliche Freiheit sei von der politischen trennbar, der irrt oder lügt. Darzulegen, warum beide »Freiheiten« in Wirklichkeit eine untrennbare Einheit bilden und jeder Angriff auf das freie Wirtschaften und den Kapitalismus ein Angriff auf das Fundament der Freiheit selbst ist, hat Ludwig von Mises, der bedeutendste Vertreter der liberalen »Österreichischen Schule« der Ökonomie, sein Lebenswerk gewidmet. Wer als »Anfänger« oder »Zaungast« den Einstieg in dieses monumentale Werk sucht und die Lektüre von Mises' bedeutendsten Schriften wie *Human Action* oder *Nationalökonomie* (noch) scheut, dem sei das kürzlich neu aufgelegte Büchlein *Vom Wert der besseren Ideen* wärmstens empfohlen. Die sechs Kapitel, die auf Vorlesungen vor argentinischen Studenten beruhen, ermöglichen einen raschen und leicht verständlichen Zugang zum Denken von Mises. Eine Portion gesunden Menschenverstandes und Neugier sind die einzigen Einstiegsvoraussetzungen. Warum ist Kapitalismus Grundlage der Freiheit und des Fortschritts? Warum ist zentrale Planung unmöglich? Warum führen Interventionen des Staates in den freien Wettbewerb über kurz oder lang zum Sozialismus, auch wenn dies gar nicht gewollt sein mag? Wer sich diesen Fragen offen zu nähern bereit ist, dem wird mit *Vom Wert der besseren Ideen* ein wunderbares Angebot unterbreitet und die Lust auf mehr von Mises geweckt. Und selbst wer nach der Lektüre meint, mit dem Liberalismus nichts anfangen zu können: »Freiheit bedeutet auch die Freiheit, Fehler zu machen«, schreibt von Mises. Recht hat er.

Marco Kanne

Grenzen der Freiheit

Peter D. Krause: *Angepaßte Welt. Studien, Reden, Essays über rhetorische Kultur und romantische Politik*, Bucha bei Jena: Quartus 2009 (= Palmbaum Texte; 27). 251 S., 14,90 €

An den Fall Peter Krause, der wegen seiner Tätigkeit für die *Junge Freiheit* nicht Kultusminister in Thüringen wurde, wird sich hoffentlich jeder erinnern. Er ist ein eindringliches Beispiel für die »Herrschaft des Verdachts« und die Macht der zivilcouragierten Gutmenschen. Irgendwann war der Druck, auch aus der eigenen Partei so groß, daß Krause sich zurückzog. Erst danach – also: zu spät – erschienen in einigen Zeitungen Kommentare, die ihn verteidigten und den Mechanismus anprangerten, der zu seinem »Fall« geführt hatte. Krause scheint dennoch an die Möglichkeit der Aufklärung zu glauben. Sonst hätte er kaum den vorliegenden Sammelband mit Texten aus der *Jungen Freiheit* und der *Etappe* veröffentlicht. Es ist klar, worum es geht: Ich habe nichts zu verbergen, jeder soll sich selbst ein Urteil bilden über das, was ich damals geschrieben habe. Was zu vermuten war: Es sind gute Texte. Texte, die etwas auf den Punkt bringen, die frei von Ressentiments sind und aus denen eine Ernsthaftigkeit spricht, die unter heutigen Politikern selten ist. Neben diesen »umstrittenen« Stücken findet sich einiges zur Romantik und Rhetorik, den Themen, zu denen Krause als Germanist geforscht hat, zu Hannah Arendt und zu Jünger. Den Abschluß bildet ein ausführliches Interview, in dem Krause auch seine heutigen Grundpositionen benennt. Hier finden wir etwa: »... nahezu melancholischer Existentialismus, Skeptizismus, ein realistischer Politikbegriff, antiideologischer Impuls, emphatische Vorstellung von Freiheit, Verteidigung der Institutionen ...«

Erik Lehnert

Im Freien

Hansjörg Küster: *Schöne Aus-sichten. Kleine Geschichte der Landschaft*, München: C.H. Beck 2009. 128 S., 12,00 €

Studium generale: Wer sich als Architekt, Bauingenieur, Germanist, Kunsthistoriker ein-führend über den Begriff der Landschaft informieren möchte, wird nicht enttäuscht: Küster klärt die Fragen, was unter Landschaft zu verstehen ist, welche Natur- und welche Kulturelemente die Landschaft bedingen und wo die Wildnis beginnt. Beginnt sie überhaupt irgendwo? Küsters knappe Landschaftsauffassung und zu gestalterischen, möglichst naturnahen Eingriffen sind grundsätzlich konservativ: Genauso wenig, wie der Mensch die Landschaft erfinden kann, vermag er sie jetzt und plötzlich zu schützen. Immer trägt er Moden und Metaphern in die unbegrenzte Landschaft hinein: heute klar gegliedert, zugewiesen, symmetrisch, morgen naturnah mit wechselnden Perspektiven, die »Kulturelemente« wie »natürlich« eingebettet. Für letzteres steht der Englische Park als Urtyp Pate, er wiederholt sich heute als Golfplatz. Küster hat sich mit zwei umfangreichen Werken einen Namen gemacht: Er hat die *Geschichte der Landschaft Mitteleuropas* und die *Geschichte des Waldes* geschrieben, zu einer Zeit, als der »Raum« erst mühsam wieder zurückkroch in den Bereich der geduldeten Kategorien. Für Küster ist die Wirkungsmacht des Raumes und seiner landschaftlichen Gliederung eine Selbstverständlichkeit, und so wird das Kapitel über den Landschaftsschutz zum Plädoyer für das Durcheinander. Nachhaltig sei nur, was nicht streng geschieden gehätschelt werde: der Mensch und die Landschaft – ein unentwirrbares Wechselspiel, bei dem der Mensch sich in Anspruch nehmen lassen sollte.

Götz Kubitschek

Vergangenheit

Thorsten Eitz /Georg Stötzel: *Wörterbuch der »Vergangenheitsbewältigung«*. Die NS-Vergangenheit im öffentlichen Sprachgebrauch, Bd. 2, Hildesheim: Olms 2009. 694 S., 32 €

Zum Themenkomplex Vergangenheitsbewältigung gibt es mittlerweile zahlreiche, meist schlechte, Publikationen. Eine der wenigen Ausnahmen ist vorliegendes Wörterbuch, dessen zweiter Band nahtlos an den ersten anschließt. Es geht den Autoren nicht um die VB als solche, sondern um den Bedeutungswandel bestimmter Begriffe, die in Zusammenhang mit dem NS-Regime stehen. Die Untersuchungen stützen sich dabei vor allem auf Zeitungsartikel, öffentliche Äußerungen sowie Dudeneinträge. Dabei werden typologisch vier Verfahrensweisen unterschieden: 1. Der Hinweis auf die Weiterverwendung von »sogenannten belastenden« Begriffen vorzugsweise beim politischen Gegner, um ihn in die Nähe zum NS zu rücken. 2. Der Streit um unkritisch verwendete Vokabeln, die bestimmte Ereignisse in der NS-Zeit bezeichnen, wie z.B. Reichskristallnacht. 3. Die Bewertung der sprachlichen VB auf der Metaebene mit entsprechendem Vokabular. 4. Die zunehmende Tendenz, politische Gegner durch einen Vergleich mit der NS-Vergangenheit zu diskreditieren. Wobei meistens kein Vergleich, sondern eine Gleichsetzung, beispielsweise von George W. Bush mit Hitler oder der Abtreibungspraxis mit dem Holocaust, gemeint ist. In einem ausführlichen Kapitel widmen sich die Autoren diesem Phänomen und können anhand der zeitgenössischen Presse zeigen, daß solche Vergleiche noch in den fünfziger Jahren wesentlich mehr Aufsehen erregten. Auch bei den Begriffsartikeln, von Befehlsnotstand bis Zigeuner, wird deutlich, wie entscheidend sich die Bedeutung von Worten innerhalb von wenigen Jahrzehnten verändert hat.

Erik Lehnert

Gegenwart

Konrad Adam: *Der kurze Traum vom ewigen Leben. Eine Gesellschaft ohne Zukunft*, Waltrop/Leipzig: Manuscriptum 2009. 78 S., 8.80 €

Der Bruder von Thomas Hoof, Gründer des Edelkaufhauses *Manufactum*, gibt in seinem Manuscriptum-Verlag eine kleinformatische, leinengebundene Essay-Reihe heraus: ein Arsenal konservativen Zündstoffs. Dafür hat nun Konrad Adam, rechtes Urgestein des Journalismus, zur Feder gegriffen. Er nimmt die Lebens- (vor allem: die Sterbens-)Philosophie der *Best-Ager*-Generation aufs Korn. Mit den fitten Vertretern einer alternden Bohème sieht er die »Lebensschützer« aus kirchlichen Kreisen in einem ideologischen Boot sitzen. Es geht um jene Menschen, die Altern als zu bekämpfende Krankheit sehen, die – mit einem, wie Adam es dezent ausdrückt, »robusten Lebenswillen« begabt – den Tod nicht als Erlösung hinnehmen, sondern ihn auf Teufel komm raus hinauszögern – weil »die beste Lebenszeit erst dann beginnt, wenn man die aktiven Jahre hinter und den Ruhestand vor sich hat.« Weiter Adam: »Die Frohe Botschaft wird nicht mehr geglaubt, sie muß deshalb den Leuten eingetrichtert werden, mit bunten Tapeten, Fitneßprogrammen und der Devise »Mitten im Leben«, die in Altensilos, die sich »Sunrise« nennen, schon auf den Fußmatten im Eingangsbereich verkündet wird. »Sunset« wäre zwar passender, aber das verdürbe die Stimmung.« Des Autors Einwände gegen solche »Gegenwartsversessenheit« erschöpft sich nicht in zündender Polemik. Dies ist fundierte, und, ja, zutiefst melancholische Lektüre zu einem Thema, das alle betrifft. Adam ist kein Generationsgenosse von Philipp Mißfelder, der mal mit seiner Frage nach Sinn und Zweck von künstlichen Hüftgelenken für Greise im Fettnäpfchen ausglitt. Er ist 67.

Ellen Kositzka

Zukunft

Friedrich Karl von Chasot: *Handbuch für Jungs, denn Männer braucht das Land*, Berlin: von Klotzen 2008. 185 S., 9.80 €

Wer Kinder erzieht und für sie Sorge trägt, weiß, wieviel Unterstützung und Aufmunterung es bedarf, bis nach einem langen, beschwerlichen und doch so reichen Weg aus diesen Kindern gereifte, tatkräftig handelnde Menschen geworden sind. Insbesondere für Jungen, das ist in letzter Zeit oft festgestellt worden, ist dieser Weg heute sehr schwer. Hier will und kann das Handbuch unterstützen. Der Autor schreibt nicht *über* Jungen, sondern er spricht sie gezielt an, und das alles in humoriger und handfester Art. Jede Aussage steht für sich und wird nicht hinterfragt, getreu dem Sprichwort: »Ein Mann: ein Wort, eine Frau: ein Wörterbuch.« Behandelt werden Verhaltensregeln (»Ein Mann ist unabhängig und denkt und handelt selbständig«), die Beziehung zu Mädchen (»Sie sind völlig anders als du. Wenn du sie nicht richtig behandelst, können sie im Extremfall nicht nur wild, sondern gemein und intrigant sein, und zwar auf eine Weise, die dir völlig fremd ist«), Mütter (»Eine Mutter zu haben, gehört zum Besten, was dir geboten wird. Es gibt Mütter, die sind zur Mutter geboren und solche, die dazu nicht ganz so viel sichtbares Talent haben. Das ist halt so und ändert nichts an der Tatsache, daß du glücklich sein solltest, eine Mutter zu haben«), Praktisches (Was gehört in einen Rucksack?) und vieles mehr: Wie und wann entschuldigt man sich? Was wäre in punkto Kleidung und Mode zu beachten? Ein wunderbares Buch, das ganz selten danebenliegt und sich nachdrücklich dazu eignet, unterm Kopfkissen gelagert und von unseren Jungen immer wieder gelesen zu werden – denn starke und erwachsene Männer braucht das Land!

Sara Melchert

Universitätskapitalismus

Richard Münch: *Globale Eliten, lokale Autoritäten. Bildung und Wissenschaft unter dem Regime von PISA*, McKinsey & Co., Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2009. 266 S., 13 €

Mit dem Bildungsgemurkse und dem Bologna-Prozeß sind fast alle Professoren unzufrieden. Aber die meisten sagen das nur hinter vorgehaltener Hand oder vor ihren Studenten, um Dampf abzulassen. Vor diesem Hintergrund muß man dem Bamberger Soziologen Richard Münch dankbar sein, denn er nennt das Übel öffentlich beim Namen. Auch seine zwei neusten Studien haben es in sich: die erste untersucht die »Humankapitalproduktion« durch PISA und den Bologna-Prozeß, die zweite will einen akademischen Kapitalismus, der durch Unternehmensberatungen angeleitet sei, beweisen. Münch diagnostiziert ein »hybrides Bildungssystem, das weder die alten noch die neuen Ziele erreicht«. Transnationale Expertennetzwerke würden Schablonen herstellen, mit denen Bildung überall auf der Welt gleich funktionieren soll. Da es den globalen Eliten jedoch nicht gelingt, bis in jede Schule und Universität hineinzudirigieren, blieben alte, starre Strukturen vor Ort bestehen und verfestigten sich durch die hinzugekommene Bürokratie noch weiter. So weit, so einleuchtend. Was Münch allerdings in seiner zweiten Studie über den akademischen Kapitalismus erzählt, ist streckenweise dann doch etwas zu sehr durch die ideologische Brille betrachtet. Ihm zufolge werden Universitäten zu Unternehmen, bei denen die Mehrung von Kapital im Mittelpunkt stehe. Dadurch sei die eigentliche Aufgabe, die Erkenntnissuche, gefährdet und es käme zu einer »Schließung der Wissensrevolution«. Kein ganz entlegener Ansatz – doch alles kann man dem Neoliberalismus nun auch nicht in die Schuhe schieben.

Felix Menzel

Raumrevolution

Bastian Ronge: »Der Mensch ist ein Landtreter«. *Die Bedeutung des Raums im politischen Denken von Carl Schmitt*, Europäische Hochschulschriften, Bd XX / 727, Frankfurt a. M.: Lang 2008. 126 S., 22,50 €

Der Gegensatz von »Landtretern« und »Seeschäumern« gehört bekanntermaßen zum Grundkonzept von Carl Schmitts Büchlein *Land und Meer*, das in einer ersten Ausgabe 1942 erschien. Zu dem Zeitpunkt hatte Schmitt längst begonnen, eine Theorie des »Großraums« zu entwickeln, die – folgt man der durchaus überzeugenden These von Ronge – nicht nur einen neuen Terminus einführte, sondern im Gegensatz zum »Frühwerk« Schmitts (das er mit dem *Begriff des Politischen* enden sieht) den Raumbezug ernst zu nehmen anfang. Man muß zum Verständnis dieser neuen Akzentsetzung auch den eigentümlichen Optimismus Schmitts in Rechnung stellen: Er sah das Verschwinden des klassischen Staates keineswegs nur als Untergang, sondern auch als Chance für das Entstehen eines neuen Nomos. Ferner muß man im Blick behalten, wie eng die Verknüpfung zwischen seinem »Raumdenken« und seiner Vorstellung von »konkreter Ordnung« war. Zu den besonders interessanten Überlegungen Ronges in diesem Zusammenhang gehört, daß Schmitts Konzept sich in vielem mit dem seiner »völkischen« Kritiker aus den Reihen der NSDAP berührte: Letztlich dachte auch er die »konkrete« als eine deutsche Ordnung. Mit diesem Hinweis wird aber keine unzulässige Vereinfachung behauptet: Ronge ist nicht daran interessiert, Schmitt »einzubräunen« – es geht sehr sachlich zu, sieht man von ein paar ärgerlichen Äußerungen zur Geopolitik ab –, eher daran, einmal mehr auf die Aktualität Schmitts hinzuweisen, der den Zwang zum Imperium lange vor allen anderen erkannt hatte.

Karlheinz Weißmann

Konversionsbiographien

Georg Alois Oblinger: *Ge-sucht, gefunden. Bedeutende Konversionen*, Kiflegg: fe-medien 2009. 128 S., 9,95 €

Pfarrer Oblinger versammelt 28 Kurzbiographien mehr oder minder bedeutender Konvertiten zum Katholizismus – von Paulus und Augustinus über Werner Bergengruen und Alfred Döblin bis hin zu den jüdischen Konvertiten Edith Stein und Jean-Marie Lustiger, daneben C.S. Lewis' (*Chroniken von Narnia*) Wendung zur anglikanischen Kirche. Das letzte dieser durchweg lesbaren und einfühlsamen Portraits ist, wie könnte es anders sein, eines über Ernst Jünger: »Es ist nie zu spät.« Man wird von einem konservativen katholischen Geistlichen nicht erwarten, daß er die vielfältigen Motive, Formen und biographischen Bedingtheiten religiöser Erweckungserlebnisse etwa im Sinne der einmal von Amos Oz angeregten »vergleichenden Fanatismusforschung« untersuchte. Ein paar vergleichende Worte zu Konversionen zu anderen Religionen und Denominationen hätten dem Werk nicht geschadet. »Daher ist [ein Konvertit] ein Unbequemer für alle Gleichgültigen und ein Stachel im Fleisch für eine Gesellschaft, die dem Relativismus huldigt.« (S. 111) Dies scheint eine gewiß zulässige Verklammerung einer Grundtatsache des Konvertierendaseins zu allen Zeiten: Konvertiten gehen sowohl den Angehörigen ihres bisherigen sozialen Umfeldes (so sie es behalten), als auch teils den Angehörigen ihrer Zielreligion zunächst einmal furchtbar auf die Nerven. An diesem für seinen niedrigen Preis opulent ausgestatteten Büchlein (gebunden mit SU, 28 SW-Abb.) werden vor allem diejenigen Freude haben, die sich dem Katholizismus bereits angenähert haben oder die schon übergetreten sind – Leser halt, die Übertritte zum Katholizismus für begrüßenswert halten.

Jan Wilhelms

Apropos Elite

Die Zeiten, da Elite und Elitäres übel beleumdete Begriffe waren und vorwiegend in ressentimentgeladenen Zusammenhängen Verwendung fanden, sind lange vorbei. Klar, unter Soziologen hat das E-Wort bis heute höhnischen Beiklang. Breit diskutiert wurde im vergangenen Jahr Julia Friedrichs' kritisches Reportage-Buch: *Gestatten: Elite. Auf den Spuren der Mächtigen von morgen*, das eben bei Heyne auch als Taschenbuch-Ausgabe für den Geldbeutel der weniger Mächtigen (7,95 €) erschienen ist. Nach dem Einblick bei »denen ganz oben« gab es von Friedrichs im *Zeit*-Magazin zwischenzeitlich eine beeindruckende Großreportage über »die ganz unten« – nämlich zum Thema Billig-Beerdigungen. Ganz aktuell ist die junge Journalistin in der unteren Mitte angelangt. Mit zwei weiteren Autoren berichtet sie nun über *Deutschland dritter Klasse. Leben in der Unterschicht*, Hamburg: Hoffmann & Campe 2009. 220 S., 14,95 €).

Im Gegensatz zum Hartz-IV-Begriffsfeld, das allenfalls zur Namensgebung von Punkbands taugen mag, dient »Elite« seit je als hübscher Markenname. Ein paar Jahre nach dem Anti-Elite-Aufstand von 1968 fuhr man gern einen *Ford Elite*, in den Achtzigern machte ein gleichnamiges Computerspiel mit 3D-Weltraum-Anmutung Furore. Heute vertreibt der Discounter *Penny* Lebensmittel unter *Elite*-Label; die seit Jahrzehnten glamouröseste Model-Agentur aus New York nennt sich ebenso, und einsame Herzen »mit Niveau« finden bei *ElitePartner* ihr adäquates Pendant. Ausgerechnet *Elite* heißt auch das »neue Magazin für professionelle Milch-erzeuger«. Eine Elite-Kuh ist ein Rind, dessen Milchmenge über 10.000 Liter jährlich beträgt. Solcher Hochklassigkeit (wobei da also Masse = Klasse wäre) entsprechend geht es in dem elitären Melk-Heft weniger gutbäuerlich um Mist & Mast, sondern beispielsweise um ein »Umdenken beim Stall-Layout« und die Entwicklung innovativer Milchprodukte.

Twitter: Digitale Elite?

Der gebürtige Brite Andrew Keen hatte 2007 eine Philippika gegen die »Volksverdummungsmaschine« Internet veröffentlicht. *The Cult of the Amateur* erschien im vergangenen Jahr in Deutschland unter dem Titel *Die Stunde der Stümper*. Keiner hatte zuvor so hart die Philosophie des »Jeder kann mitmachen«, vulgo *web 2.0*, gegeißelt. Blogger galten Keen schlicht als »Affen«, und die netzgängigen Unterhaltungsangebote von selbsternannten Filmkünstlern und schreihälsigen Polit-Kommentatoren nannte er die »Feinde der elitären, traditionellen Medien«. Man bräuchte einen zweiten Oswald Spengler, um die kulturellen Konsequenzen zu ergründen, so Keen vor nicht allzu langer Zeit. Warum auch

immer – neuerdings sieht der Publizist (durch den *Spiegel* dokumentiert) – das völlig anders. Ausgerechnet durch das sogenannte Microblogging via Twitter (dt: »zwitchern«) wähnt er freudig eine »neue Elite« entstehen, die sich durchaus »hierarchisch« formiere. Für Internetfremde: Per Twitter setzt man mit digitalen Kurzmitteilungen interessierte Leser – die sogenannten *follower* – über den meist privaten Tagesablauf in Kenntnis. Für Freude sorgen immer wieder Zwitscherer, die unter berühmten Namen (Harald Schmidt und Angela Merkel etwa) agieren und die Sache ordentlich aufs Korn nehmen. Wirklich prominente Twitterer (die hier ebenfalls über Aufstiegszeiten und den jeweiligen Speiseplan informieren) haben Hunderttausende Follower. Wir sehen: Elite ist ein *sehr* dehnbarer Begriff.



Herrschaft der Minderwertigen / Aufstand der Rechten

Es jährt sich am 30.6./1.7. der 75. Todestag des Juristen und Staatsphilosophen Edgar Julius Jung. Jung war kein Eliteforscher im engeren Sinne, wohl aber geschult an den entsprechenden Theorien Vilfredo Paretos, Robert Michels' und Alexis de Toquevilles. Der Titel seines Hauptwerks über *Die Herrschaft der Minderwertigen. Ihre Zeit und ihre Ablösung* (1927, die umfanglich ergänzte Neufassung erschien 1930) führt dann in die Irre, wenn man darunter ein rassistisches Buch vermutet. Anders als Friedbert Pflüger es vor 15 Jahren deutete, war Jung mitnichten ein »Wegbereiter Hitlers«. Der nämlich ließ Jung (Jahrgang 1894) inhaftieren und Tage später durch die SS erschießen, nachdem bekannt worden war, daß der jungkonservative Freikorpskämpfer Verfasser jener Marburger Rede war, die von Papen im Juni gehalten hatte

und in der die Abschaffung der NSDAP als Überbleibsel des Parteiensystems gefordert wurde. Bereits 1931 hatte Jung aufgefordert, zu »verhindern, daß Hitler auch nur einen Tag an die Macht gelangt.« Der aus Ludwigshafen stammende Protestant artikuliert sich als Gegner des Nationalstaats und Befürworter einer föderalistischen Reichsordnung, die von einer »echten Elite« geführt werden sollte.

Ein großes Jung-Portrait hatte Karlheinz Weißmann 2004 für *Sezession* 6 verfaßt. 2007 hat der Leipziger Superbia-Verlag einige Essays von Jung neu aufgelegt, darunter die von-Papen-Rede, den *Aufstand der Rechten* und die *Bedeutung des Faschismus für Europa*.



Ostpreußen

Der Berliner Architekturhistoriker Wulf Wagner, der erst vor kurzem durch seine Arbeit über das Königsberger Schloß hervorgetreten ist, hat sich mit seiner jüngsten Publikation *Kultur im ländlichen Ostpreußen. Geschichte, Güter und Menschen im Kreis Gerdaun* dem zugewandt, was Ostpreußen prägte und es zum »Land der Güter« machte (Band 1, hrsg. vom Heimatkreis Gerdaun, Husum: Husum 2008. 715 S., zahlr. Abb., 39,95 €). Wenn man sich die einzelnen Grundrißskizzen anschaut, die Wagner zu vielen Gütern angefertigt hat, wird deutlich, über welch langen Zeitraum der Autor das Projekt verfolgt hat: Einzelne dieser Skizzen stammen aus dem Jahr 1991! Neben der ausführlichen Dokumentation der Güter (mit Fotos, Grundrissen, Dokumenten etc.) behandelt Wagner auf den ersten 250 Seiten die Geschichte des Kreises Gerdaun, einem der kleinsten Ostpreußens, von den Pruzzen bis zum Kriegsende 1945. Damit liegt nicht nur eine Dokumentation der Häuser, sondern eine Kulturgeschichte dieser Region vor, die durch Schilderung der Besitzverhältnisse und Lebensumstände auf den einzelnen Gütern eine ungewohnte Dichte erhält und damit das Buch zu einer einzigartigen Quelle ostpreußischer Kultur macht.



Humane Wirtschaft

Zwischen Sammeln und Anhäufen besteht ein Unterschied. Ersteres führt einen (wie auch immer gearteten) ideellen Wert mit, letzteres fokussiert sich auf die möglichst große Summe des Gehorteten, Überschneidungen sind üblich. Wer früher als Kind witzig sein wollte, fragte bei erwachsenen Verwandten statt nach Pfennigen für die Glaskaraffe nach Markstücken. Es gibt Kurioseres: Die etwas merkwürdige Netzseite *papiergeld.de* behauptet, die Zahl der Papiergeldsammler steige stetig an. Zitat: »Das verfügbare Papiergeld wird zunehmend knapper. Deshalb jetzt noch in ein faszinierendes Hobby einsteigen. Interessiert sie Geld? Sammeln soll Spaß machen!« Unter der Rubrik »Ankauf« wird vor allem nach Inflationsgeld gesucht. Da ein Impressum nicht auffindbar ist, vermuten wir Spaßvögel ... Im Ernst kursiert bedrucktes Papier (mal auch Baumwolle, heute gern Kunststoff) als Geld seit etwa 1000 Jahren, hierzu wurde es erst im 19. Jahrhundert gängig. Erst hundert Jahre ist es her, daß die auch »Zettel« genannten Scheine uneingeschränkt den Münzen gleichgestellt wurden. Laut Währungsrecht stellen Papiernoten aber nur einen Wert dar, der allein auf dem Vertrauen gegenüber der ausgebenden Notenbank besteht. Gedeckt, also abgesichert durch Edelmetallbestände, muß die Zahl auf dem Papier/Polymerschein längst nicht mehr sein.

Folglich kann das Wirtschaften damit kaum nachhaltig sein, und fair schon gar nicht. Um sogenannte *fairconomy* etwa geht es den Autoren der seit einigen Jahren herausgegebenen Zeitschrift *Humane Wirtschaft*. Angelehnt an Silvio Gesell und andere zinskritische Theoretiker wird hier gegen »Wachstumswahn« und für »Marktwirtschaft ohne Kapitalismus« argumentiert. Die aktuelle Ausgabe, ganz unter dem Zeichen der aktuellen Finanzkrise stehend, stellt u.a. die Genossenschaftsbewegung »Mondragón« vor und läßt eine Serie mit dem Titel »Heiße Kohle – Zur Umlaufsicherung des Geldes« beginnen. Das Einzelheft (54 S.) kostet 6 Euro, Kontakt über Tel.: 09161/8 72 86 72 oder www.humane-wirtschaft.de

Rechte Parteien

Warum ist es in den letzten zwei Jahrzehnten zu keiner längerfristig erfolgreichen Partei-Gründung von Konservativen jenseits der Union gekommen? Die Marktlücke ist groß, die Themen liegen auf der Hand. Und doch: Außer gelegentlichem Aufflackern und Dilettantismus war nicht viel zu vermelden. Wer wissen will, woran's liegt, findet in André Freudenberg's *Freiheitlich-konservative Kleinparteien im wiedervereinigten Deutschland* (Leipzig: Engelsdorfer Verlag 2009. 382 S., 18 €) eine Menge Fakten und Einordnungen. Daß Freudenberg sich dem Thema am Beispiel von Schill-Partei, DP, BfB und DSU aus Sympathie für eine solche Partei-Gründung nähert, tut der Objektivität der Schilderungen kaum Abbruch. Hier lotet einer das aus, was in der IfS-Schriftenreihe (Heft 10) »Partei-Gründung von rechts«, skizziert wurde. Freudenberg stellt dabei auch die interdependenten Verhältnisse untereinander und zur CDU dar. Eine durchgehende Numerierung der Fußnoten und stärkere Straffung des Stoffs wäre freilich wünschenswert gewesen.



Erziehung zur Elite?

Weil er mit dem Kinderbuchangebot seinerzeit unzufrieden war, hatte ein Frankfurter Arzt für seinen kleinen Sohn ein illustriertes Heft mit dem Titel *Lustige Geschichten und drollige Bilder mit 15 schön kolorierten Tafeln für Kinder von 3–6 Jahren* angefertigt. Erst ab seiner fünften Auflage erschien das Büchlein aus Heinrich Hoffmann's Feder dann unter dem bis heute bekannten Titel *Der Struwwelpeter*. Schon zu Hoffmann's Lebzeiten wurde das Buch vielfach übersetzt; mittlerweile soll es eine Gesamtauflage von über 15 Millionen erreicht haben. Am 13. Juni feiern wir den 200. Geburtstag des schriftstellernden, politisch liberalen und durch-

aus kunstsinnigen Psychiaters. Im Frankfurter Struwwelpeter-Museum eröffnete nun die Jubiläumsausstellung *Salut für Heinrich Hoffmann* (Di-So, 10–17 Uhr, Schubertstraße 20 im Westend) einen ausdrücklich kindergerechten Blick in Hoffmann's Leben und Werk.

Vor nicht allzu langer Zeit galt der Struwwelpeter noch als buchgewordenes Symbol der Prügelpädagogik und Untertanenliteratur. »Form und Inhalt des Struwwelpeter sind gleichermaßen entmenscht, auf nackte Unterdrückung bis Zermalmung des Individuums aus«, hieß es in den empfindsamen siebziger Jahren, als die Erziehung hin zum »autoritären Charakter« als größter denkbarer Horror galt. Ein Genre der Struwwelpetriaden konnte über all die Jahrzehnte gleichwohl entstehen. Auch in der DDR gab es mit *So ein Struwwelpeter!* ein hübsches Stück Volkspädagogik – die Geschichte vom »fernsehverrückten Frank« etwa. Es mögen Gerüchte sein, wonach ein mitteldeutscher Provinzverlag einen abermal aktualisierten Struwwelpeter plant. Grauenhaft gereimt soll hierin der Zeigefinger gegen »Mandy und ihr Handy« sowie »Roswitta und der Twitter« geschwungen werden. Gott bewahre! »Ei! Das ist ein schlechter Spaß!«

Nicht links, nicht rechts: Jan Fleischhauer

Im Zeitraum der vergangenen sechzig Jahre lassen sich diejenigen Denker und Schreiber, die mal rechts waren und sich zu Linken wandelten, an einer Hand abzählen. Konversionen in umgekehrter Richtung gibt's dagegen zuhauf, auch wenn die Selbstzuschreibung »rechts« immer noch als unflätig gilt. Drum beschreibt sich der *Spiegel*-Journalist Jan Fleischhauer als einen, der »aus Versehen konservativ wurde« (*Unter Linken*, Reinbek: Rowohlt 2009. 352 S., 16,90 €). Fleischhauer wartet auf mit Biographischem, Beobachtungen und Fakten, deren Offenbarung man gut und gerne als Stammtischreperoire werten dürfte. Nichts gegen den Stammtisch und seine Teilnehmer! Nun wird dergleichen zum politischen Manifest geadelt. Bei der Buchpräsentation in Berlin jedenfalls waren sie alle, die wichtigen Nicht-Linken der Republik, der Mißfelder, der Bosbach, von Guttenberg, Franz-Josef-Post-von-Wagner und Tita von Hardenberg. Sogar der alte Grantler Henryk M. Broder hält Fleischhauer's Pamphlet für »grandios«. Worum geht's eigentlich? Fleischhauer, ein Mann in dem Alter, das gern mal mit der sogenannten *midlife*-Krise verwechselt wird, arbeitet seine Kindheit auf. Das selbstgerechte, politisch-korrekte Linksbürgertum, personifiziert durch die eigene Mutter, erlaubte ihm weder amerikanische Brause noch Disney-Filme. Derselbe Gutmenschen-Fanatismus habe politisch zu dem Schlamassel geführt, das wir heute vorfinden. Das prominente Publikum soll bei der Lesung zugestimmt und herzlich gelacht haben. Fleischhauer weiter: »Niemand, der noch bei Trost ist, bezeichnet sich selbst als rechts.« Wie trostlos. Wir sind untröstlich.

Ernst Nolte präsentiert Zeitwissen und Verknüpfungen, die alleine schon die Lektüre unerlässlich machen. Darüber hinaus eröffnet dieses Werk eine Sicht auf das noch bevorstehende 21. Jahrhundert.

JOSEF SCHMID, Deutschlandradio Kultur



ERNST NOLTE DIE DRITTE RADIKALE WIDERSTANDS- BEWEGUNG: DER ISLAMISMUS

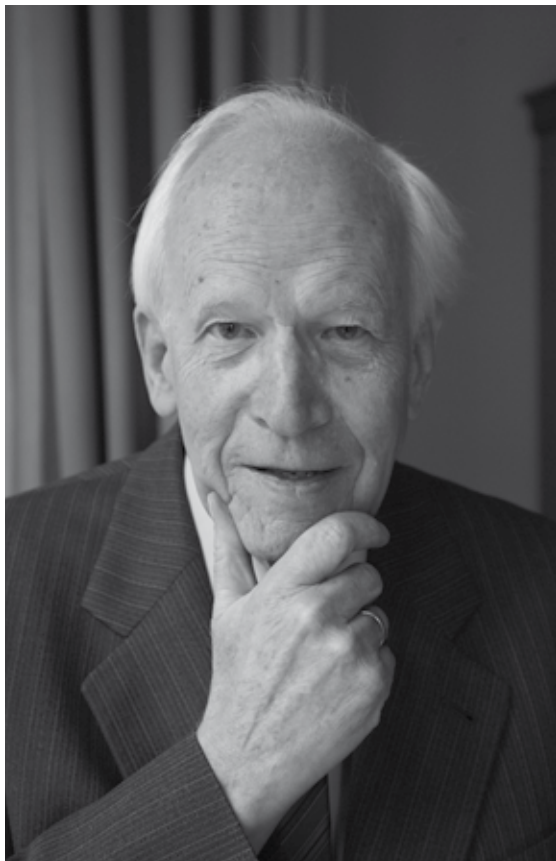


Foto: Thilo Rückerts

Geb., Fadenheftung, Schutzumschlag im Siebdruck, zwei Lesebänder, Einbandprägung, 130 x 210 mm, 414 Seiten, eine Abbildung, 39,90 EUR, ISBN 978-3-938844-16-8

In seinem neuen Buch stellt Ernst Nolte den Islamismus, der im Westen fast durchweg als »Widerstandsbewegung gegen die Moderne« gekennzeichnet wird, neben den Nationalsozialismus Hitlers und neben den Bolschewismus Lenins. Die gewiss sehr unterschiedliche Aggressivität dieser drei Bewegungen ist allgemein bekannt. Der Idee nach dient sie der Verteidigung dessen, was ihren Anhängern jeweils als das Wertvollste gilt: die Alleinproduktivität der »lebendigen Arbeit« im Marxismus-Leninismus, die Souveränität des Kriegerstaates im Nationalsozialismus und die Ergebung in den Willen des Schöpfers der kosmischen Harmonie im Islam. Auch dem Islamismus gegenüber, dem Hauptgegenstand des Buches, ist Ernst Noltes Interpretation in erster Linie vom Willen zum Verstehen geleitet.

Der Westen und der Islamismus

Ernst Noltes neues Buch

von Siegfried Gerlich

Der Untergang des Abendlandes schien längst eine ausgemachte Sache zu sein. Da aber riß eine präzedenzlose Attacke eine dekadierende Welt aus ihrer Götzendämmerung und öffnete ihr die Augen: Es ist noch immer genügend europäische Substanz vorhanden, für die einzustehen und die zu verteidigen sich lohnen könnte. Unbestreitbar ist der Frage nach der Selbstbehauptung Europas angesichts der welthistorischen Herausforderung des Islam eine unerhörte Aktualität zugewachsen, auf die noch keine Antwort auf Augenhöhe gefunden worden ist. Immer deutlicher erweist sich der politisch korrekte Multikulturalismus als eine Konzeption der unverbesserlichen Ewiggestrigen des linken Lagers, welche für die andrängenden und von ihnen selbst mitverursachten Gegenwartsprobleme keine andere Lösung als blanke Realitätsleugnung zu bieten haben.

Bereits in *Historische Existenz* hatte Ernst Nolte im Zuge seiner Auseinandersetzung mit dem historischen Islam auch das Aufkommen des politischen Islamismus aufmerksam registriert, aber erst nach dem 11. September 2001 sollte er sich diesem eingehender zuwenden. Es ist charakteristisch für den Geschichtsdenkler der Krisen und Katastrophen, daß er in seinem 2002 verfaßten Vorwort zum *Kausalen Nexus* das Verhältnis zwischen dem Terroranschlag und dem Krieg gegen Afghanistan als aktuelles Beispiel wählte, um sein berüchtigtes Theorem abermals zu erläutern. Hinter dem konditionalen Zusammenhang zwischen dem islamistischen Anschlag und dem überschießenden amerikanischen Gegenschlag nahm Nolte freilich die islamische Herausforderung an den liberalen Westen im Ganzen wahr, die er zum Thema eines 2004 in Turin gehaltenen Vortrags machte. Dabei verriet schon der Titel »Der heutige Islam – im Angriff oder in der Verteidigung?«, daß Nolte den politisch fanatisierten Islam auf einer historischen Tiefenebene seinerseits als

eine defensive Reaktion auf die immer offensiver voranschreitende neoliberale Globalisierung interpretieren würde. Vollends in seinem jüngst erschienenen großen Werk über den Islamismus stilisiert er diesen sogar kühn zur »dritten Widerstandsbewegung« empor und stellt ihn dergestalt in eine Reihe mit dem Marxismus und dem Faschismus, die gleichfalls als revolutionäre Widerstandsbewegungen gegen die global entfesselte kapitalistische Ökonomie der westlichen Welt opponierten, wie sie sich als letzte Konsequenz aus der industriellen Fundamentalrevolution entwickelt hatte.

Religionshistorikern läge es freilich näher, den Islamismus aus seinem genuinen kulturellen Ursprung, der orientalischen Weltreligion des Islam heraus zu verstehen, als ihn mit jenen zu politischen Religionen avancierten okzidentalen Bürgerkriegsparteien zu einer heillosen Dreifaltigkeit zu verbinden. Nolte selbst wirft die Frage auf, ob die klassenlose Gesellschaft freier Produzenten, der souveräne Kriegerstaat arischer Rasse und die bedingungslose Kapitulation vor Allahs Willen als jeweilige Ziele dieser Bewegungen für eine historische Triangulierung nicht doch allzu weit auseinanderliegen; und er trägt diesen Bedenken insofern Rechnung, als er den modernen Islamismus als legitimes Kind des traditionellen Islam auszuweisen sucht. Gleichwohl vertritt Nolte entschieden die Auffassung, daß erst infolge der epochalen Krise der Gegenwart aus dieser alten religiösen Tradition eine solche neuartige Widerstandsbewegung erwachsen konnte, die auf einer tieferliegenden Ebene durchaus mit den beiden vorangegangenen in einem Atem genannt werden darf. Darum bietet Nolte bewußt keine kulturhistorische Abhandlung über den Islamismus als Einzel- oder Gesamtphänomen, vielmehr spannt er diese militante politische Erscheinungsform des Islam von vornherein in den weiten Rahmen einer vergleichenden ideologehistorischen

Betrachtung, die nicht zuletzt auch dessen Konflikt mit dem Zionismus in den Blick nimmt.

Immerhin hatte bereits Charles Maurras vom Nationalsozialismus als dem »Islam des Nordens« gesprochen, und Jules Monnerot wiederum nannte den Kommunismus den »Islam des 20. Jahrhunderts«. Der spekulative Geschichtsdenkler Nolte sucht die Wahrheitsmomente beider *bonmots* auf einer tiefenhistorischen Vergleichsebene herauszuarbeiten, indem er seine Perspektive, die bislang vor allem auf Europa als Zentrum der welthistorischen Ereignisse ausgerichtet war, nunmehr in den Bereich der außereuropäischen Länder verschiebt. Nachdem er in *Deutschland und der Kalte Krieg* die Ausweitung des europäischen Bürgerkrieges zu einem Weltbürgerkrieg der Ideologien nachgezeichnet hat, läßt er in *Die dritte radikale Widerstandsbewegung: Der Islamismus* (Berlin: Landtverlag 2009. 417 S., 39,90 €) den innereuropäischen Konflikt zwischen Bolschewismus und Faschismus vollends in den Hintergrund treten, um den globalen Gegensatz zwischen der Ersten und der Dritten Welt in den Vordergrund zu stellen und deren ungleichmäßige ökonomische, politische und kulturelle Entwicklung zum Maßstab der Betrachtung zu nehmen.

Allerdings erscheint Nolte die Annahme eines einheitlich fortgeschrittenen Europa als eine allzu idealtypische Konstruktion, der allenfalls das hochindustrialisierte England entsprach, welches unter dem Druck des Zweiten Weltkrieges sogar zum wichtigen Faktor der Entkolonialisierung wurde. Bei anderen europäischen Ländern jedoch nimmt Nolte realtypische Korrekturen vor, die an sein Konzept irregulärer Revolutionen anknüpfen: Rußland war ökonomisch stark unterentwickelt, und Lenin wie Stalin machten aus dieser unbestreitbaren Not die fragwürdige Tugend einer totalitären Entwicklungsdiktatur. Aber auch Deutschland, das sich bereits zu Bismarcks Zeiten gegenüber England zurückgesetzt fühlte, fand sich nach dem Ersten Weltkrieg durch den Versailler Vertrag massiv zurückgeworfen. Kaum zufällig kamen in der Zwischenkriegszeit nationalbolschewistische und nationalrevolutionäre Tendenzen auf, die Deutschlands Mission gerade in einem Bündnis mit den im Kampf um nationale Befreiung befindlichen Kolonialvölkern erblicken wollten. Diesen Bestrebungen gegenüber suchte der schließlich die Macht ergreifende Nationalsozialismus mit aller Kraft der Verzweiflung noch einmal die Herrschaft der weißen Rasse zu sichern, aber paradoxerweise sollte gerade Hitlers kolonialistischer Rassismus während des Zweiten Weltkrieges zur größten Hoffnung für die Völker des als rassisch minderwertig geltenden Orients werden. Im Gespräch mit dem Großmufti von Jerusalem, diesem entschiedensten Vorkämpfer der palästinensischen Araber, faßte Hitler ausdrücklich die »Befreiung der arabischen Welt von der englischen Herrschaft« ins Auge, und Nolte sucht die Ironie der Geschichte zu erhellen, daß Hitler entgegen seinen ideologischen Überzeugungen unter diesen unvorhersehbaren historischen

Umständen zu einem revolutionären Vorbild für die arabische Welt werden konnte.

Aber die naheliegende Annahme einer einheitlich auf die Nachholung der okzidental Rationalisierung ausgerichteten orientalischen Welt bedarf ebenfalls der Differenzierung. In manchen Regionen alter Hochkulturen ließ die Erfahrung gegenwärtigen Niedergangs angesichts einstmaliger Überlegenheit nicht nur den Willen zu zivilisatorischer Modernisierung, sondern auch den Wunsch nach kultureller Regeneration entstehen, und gerade in arabischen Ländern sollten sich radikale Widerstandskräfte gegen den westlichen Imperialismus bilden. Vor diesem Hintergrund bedrohter altehrwürdiger Lebensformen zeichnet Nolte die Entwicklung des neuzeitlichen Islam nach und sucht dessen im ausgehenden 19. Jahrhundert aufkommende Tendenzen zum Islamismus verständlich zu machen. In der Zwischenkriegszeit, als Bolschewismus und Faschismus zu Weltmächten emporwachsen, war der Islam freilich noch weit davon entfernt, eine auch nur annähernd vergleichbare Macht darzustellen. Der große Anspruch dieser zwar nicht durchgängig, aber doch von Anbeginn kriegerischen Religion, die ganze Menschheit durch Predigt und Heiligen Krieg unter der Fahne Mohammeds zu vereinen, hatte seinerzeit noch keine politische Stimme, die sich gegenüber dem mächtigeren Willen zur Bildung säkularer Nationalstaaten im europäischen Stil hätte behaupten können. Hierfür stand exemplarisch die jungtürkische Bewegung, deren Kampf um westliche Reformen zur Gründung der laizistischen Türkei unter Kemal Atatürk führte. Als Reaktion auf den Zusammenbruch des Osmanischen Reiches und zugleich als Widerstand gegen die englische Kolonialherrschaft erhob sich in Ägypten als erste islamistische Bewegung die Muslimbruderschaft, aber durchsetzen sollte sich für geraume Zeit vielmehr der seinerseits antikolonialistisch ausgerichtete Panarabismus, welcher den Zusammenschluß aller arabischen Länder herbeiführen wollte und die neue Idee eines arabischen Sozialismus mächtig werden ließ.

Dessen Begründer, der 1879 geborene Syrer Sati al-Husri bezog sich auf Herder, Arndt und Fichte, um einen völkischen Nationalismus zu begründen, welcher der islamischen Umma das arabische Vaterland entgegenstellte. Sowohl Gamal Abdel Nasser mit seinem ägyptischen Staatsozialismus als auch die konkurrierenden irakischen und syrischen Baath-Parteien schlugen einen den politischen Vorstoß des Islam zurückdrängenden Weg zwischen Nationalismus und Sozialismus ein. Erst nach dem Scheitern der panarabischen Einigungsbestrebungen infolge der arabischen Niederlage im Sechstagekrieg gegen Israel brach die hohe Zeit des Islamismus an, welche schließlich in der iranischen Revolution des Ajatollah Chomeini, die der Modernisierungsdiktatur des Mohammed Reza Schah Pahlavi ein jähes Ende bereitete, einen präzedenzlosen Triumph feiern sollte.

Durchweg erweist sich der Islamismus in seinem Grundcharakter als fundamentalistisch

und totalitär, sofern nach seiner Auslegung des Koran die islamische Lehre nicht nur die religiöse Überzeugung und die private Lebensführung des Individuums, sondern auch die politische Verfassung, das rechtliche System und die sittlichen Normen der Gesellschaft umfassend zu bestimmen hat. In seiner Ausrichtung ist er universalistisch und missionarisch, da er Staatsgrenzen nicht anerkennt und noch das panarabische Vaterland souverän hinter sich zurückläßt, um sich schließlich die gesamte Menschheit zu unterwerfen. Im Gegensatz zu einer weitverbreiteten Ansicht hält Nolte den Islamismus keineswegs bloß für eine extremistische Spielart des Islam, sondern vielmehr für dessen radikale Gestalt, in welcher gleichsam sein Wesen zur Erscheinung gelangt. Nicht ohne Grund heißt »Islam« wörtlich »Unterwerfung«, und wenn der Islamismus die kriegerischen und dogmatischen Grundauffassungen des Koran gewiß propagandistisch herausstellt, so erinnert Nolte doch an die unbequeme Wahrheit, daß auch dessen vermeintlich friedenswillige und tolerante Ansichten rein taktischer Natur sind und nur provisorisch gelten, da es diese nach Erringung der Herrschaft wieder abzulegen gilt. In diesem Sinne ist für Nolte der »Islamismus nichts anderes als der zu seiner eigenen Radikalität gebrachte Islam.«

Trotz der offenen religiösen Feindschaft des Islamismus gegenüber den säkularen arabischen Bewegungen, die sich selbst als nationale Sozialisten verstanden, legt Nolte in einer größeren Perspektive Wahlverwandtschaften untergründiger Art zwischen ihnen frei, die charakteristischerweise auf den deutschen Nationalsozialismus zurückverweisen. Waren »Nasserismus« und »Baathismus« erklärtermaßen Dritte Wege zwischen Kapitalismus und Sozialismus, so ist für Nolte doch auch »die Revolution des Ajatollah Chomeini und zuvor noch diejenige Adolf Hitlers eine Revolution des ›Dritten Weges‹« gewesen. Immerhin hat der Islamismus eine sowohl antiliberalistische wie antikommunistische Stoßrichtung, und insbesondere muß er als ein genuiner Antizionismus verstanden werden, der von einem mächtigen Antisemitismus erfüllt ist. Letzten Endes aber sieht Nolte im Islamismus nicht nur einen politischen Widerstand gegen den Zionismus, sondern darüber hinaus einen kulturellen Fundamentalwiderstand gegen die westliche Zivilisation überhaupt.

Im Ringen der islamischen Länder um die Unabhängigkeit bot freilich das fortschrittliche Israel als Vorposten des Westens in der zurückgebliebenen arabischen Welt das nächstliegende Feindbild, und unbestreitbar stand für den mächtigen revisionistischen Flügel des Zionismus die Kolonisierung von Palästina im Zeichen eines offensiven jüdischen Kampfes um Lebensraum. Dessen Wortführer Wladimir Jabotinsky sprach von »unserem quälenden Landhunger« und der »Tatkraft einer strebsamen Rasse«; und dieser ideologische Extremismus nahm politische Gestalt an in der dem italienischen Faschismus nacheifernden terroristischen Untergrundorganisation »Irgun Zvai Leumi«,

als deren Oberkommandant Jabotinsky während der arabischen Aufstände 1936–39 tätig war. Nachdem die aus der Irgun sich rekrutierende »Stern-Gruppe« den Nationalsozialisten 1941 ein militärisches Bündnis im Kampf gegen England vorgeschlagen hatte, bezeichnete David Ben Gurion jene unverblümt »als jüdische Nazis«. Aber Menachem Begin, der 1944 die Führung der Irgun übernahm, war in Polen durch die Judenvernichtung existentiell bedroht gewesen und wurde zudem nach dem Einmarsch der Roten Armee in den sibirischen Gulag deportiert. Nolte stellt diese konfliktreichen historischen Hintergründe, die sich zu inneren Widersprüchen im Herzen des Zionismus selbst verdichten sollten, deutlich heraus, um begreiflich zu machen, daß noch die aggressivsten Zionisten sich in einer letztlich ausweglosen Lage sehen konnten, was ihren verzweifelten Kampf um einen jüdischen Staat als eine tragische Überlebensnotwendigkeit erscheinen läßt.

Um der historischen Gerechtigkeit willen stellt Nolte jedoch auch die problematischen Ambivalenzen auf der arabischen Seite heraus, denn der rationale Kern des Antizionismus wurde von Anbeginn von dem irrationalen Überschuß eines Antisemitismus zersetzt, der mit dem nationalsozialistischen politisch wie ideologisch zusammenwirkte. Nolte verweist exemplarisch auf den als Großmufti von Jerusalem bekannten islamischen Geistlichen Mohammed Amin al-Husseini, der die Zusammenarbeit von Nationalsozialisten und Islamisten im arabischen Raum vorantrieb und offen die »Endlösung der Judenfrage« propagierte. Im Jahre 1939 schloß al-Husseini ein Bündnis mit Hitler, und in der Spätphase des Krieges half er Himmler bei der Aufstellung muslimischer Divisionen für die Waffen-SS.

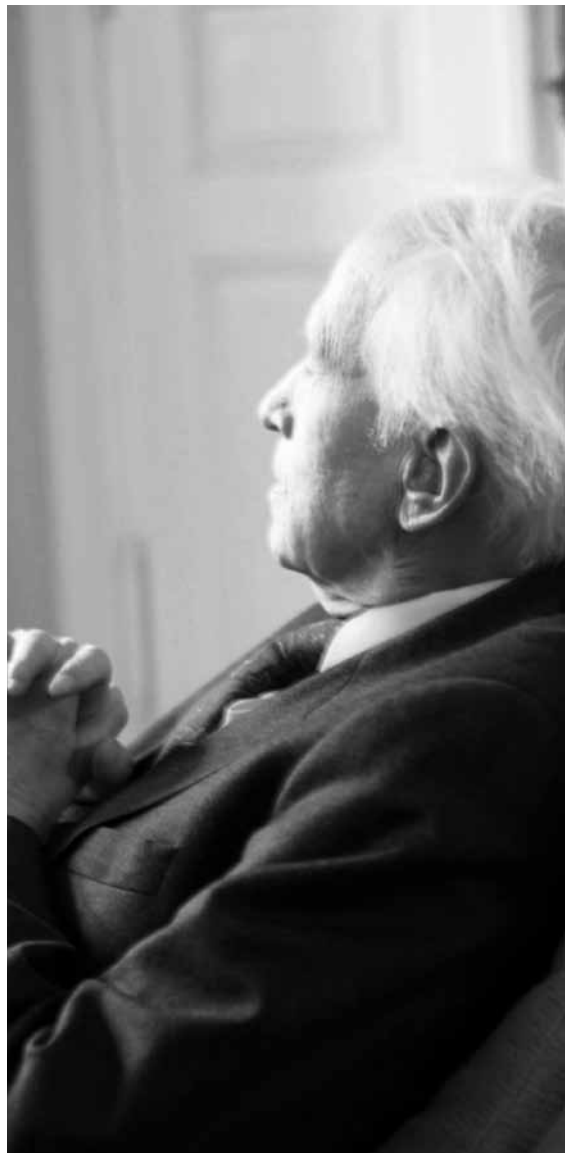
In Anbetracht dieser Waffenbrüderschaft zögert Nolte nicht, von einem palästinensischen Beitrag zur Realisierung des Holocaust zu sprechen. Den israelisch-palästinensischen Konflikt im ganzen aber schildert Nolte im Zeichen einer unauflöselichen Tragik, sofern beide Seiten recht und unrecht zugleich haben: Hier wie dort finden sich neben legitimen politischen und kulturellen Selbstbehauptungsimpulsen auch radikalfaschistische Tendenzen, die historisch zu verstehen, aber moralisch nicht zu rechtfertigen sind.

Der Zionismus stellt jedoch nur ein Seitenthema von Noltés Buch dar. Als Hauptthema firmiert der Islamismus in seinem Verhältnis zum Bolschewismus und Faschismus, und in seinem ausholenden Vergleich dieser drei Bewegungen sieht Nolte bei all ihrer Fremdheit und Feindseligkeit doch auch grundlegende Gemeinsamkeiten, die sich auf den Begriff eines revolutionären Konservatismus bringen lassen. Was sie verbindet ist nicht allein ihr »großer Anspruch« auf Regeneration und Weltheilung, sondern auch »Ängste und Untergangsfurcht«, wie sie nur durch einen übermächtigen Feind hervorgerufen werden können. Und diese fundamentale Feindbestimmung ist entscheiden-

der als ihre wechselseitige Feindschaftserklärung, die nicht stets das letzte Wort hatte, da mit verschiedenen Worten am Ende nur auf ein und denselben Urfeind verwiesen wird. Hinter dem konkreten Gegenspieler, der für den Marxismus der Kapitalismus, für den Nationalsozialismus das Judentum und für den Islamismus der Zionismus ist, steht etwas Abstraktes, das auch mit Begriffen wie Fortschritt, Modernisierung oder Globalisierung nur unzureichend beschrieben ist, und wofür Nolte den Begriff der »praktischen Transzendenz« geprägt hat: Dieses unaufhörlich fortschreitende Sich-selbst-Übersteigen gehört zum Wesen des modernen Menschen und ist doch längst zu einer Bedrohung für die Menschheit im ganzen geworden. Es kann daher nicht wundernehmen, daß Nolte noch dem reaktionären Widerstandswillen des Islamismus ein gewisses historisches Recht zubilligt, obgleich dieser durch seinen politischen Extremismus sich selbst ins moralische Unrecht gesetzt hat. Wenn die westlichen liberalen Gesellschaften auch eine das Fortbestehen der zivilisierten Menschheit selbst bedrohende Entfesselung der praktischen Transzendenz zu verantworten haben, so verfügen sie doch immer noch über ausreichend konservative und retardierende Kräfte, um der Verführung einer fundamentalistischen Radikalkur zu widerstehen, der zu erliegen sie in eine anthropologische Regression treiben würde. Insofern hat für Nolte die Selbstbehauptung Europas allemal das größere historische Recht auf ihrer Seite als alle extremistischen Widerstandsbewegungen, die den Menschen seiner Weltoffenheit und damit seines Wesens berauben wollen.

Im übrigen läßt Nolte keinen Zweifel daran, daß er den liberalen Westen nicht erst durch den fanatischen Islamismus, sondern bereits durch die traditionelle Lebensform des Islam als solchen bedroht sieht, indem er hinter allen religiösen, kulturellen und politischen Konflikten die demographische Entwicklung als das größte der andrängenden Probleme hervorhebt: Dem Bevölkerungsschwund einer alten entchristianisierten und geschichtsvergesenen europäischen Zivilisation steht die Bevölkerungsexplosion eines jungen und von vitalem Geschichtsbewußtsein erfüllten islamischen Kulturkreises gegenüber. Es versteht sich, daß gerade Nolte, der die verhängnisvollen Folgen feindlicher Imitationen stets schonungslos beim Namen genannt hat, nicht seinerseits eine fundamentalistische Rechristianisierung zum Zwecke der Selbstbehauptung Europas fordern kann. Gleichwohl erfüllt es ihn mit tiefer Sorge, daß der Liberalismus zu einem sich selbst absolut setzenden Liberismus verfallen ist, der nur noch eine abstrakte Gesellschaft aus voneinander entfremdeten Privatindividuen, aber keine konkrete Gemeinschaft aus miteinander solidarisch um den kulturellen wie biologischen Fortbestand des Gemeinwesens bemühten Staatsbürgern mehr kennt.

Sowenig Nolte darauf aus ist, »die kulturelle Frage nach dem heutigen Islam durch die



biologische Frage nach Lebenskraft und Lebensschwäche oder Dekadenz« zu ersetzen, so wenig ist er andererseits bereit, die Augen vor dem demographischen Wandel zu verschließen, in dem er schon vor Jahrzehnten das Hauptproblem der künftigen Menschheit erkannt hat. In einer Zuspitzung auf die gegenwärtige Lage Europas, wie er sie in seinem Turiner Vortrag vorgenommen hat, formuliert Nolte das von dem englischen Nationalökonom Thomas Malthus bereits Ende des 18. Jahrhunderts aufgeworfene bevölkerungspolitische Problem jedenfalls mit einer Dringlichkeit, die dessen politisch korrekte Tabuisierung als blanke Selbstaufgabe erscheinen läßt:

»Wenn das deutsche und im weiteren Sinne europäische Beispiel für die Weltentwicklung leitend sein würde, würde die Menschheit innerhalb weniger Jahrhunderte aussterben, sofern es nicht gelänge, auch die Zeugung von Menschen zu technisieren; wenn dagegen das türkische oder generell das islamische Beispiel diese Rolle übernehmen würde, würde noch früher die Malthussche Schreckensvorstellung realisiert sein, daß auf einen Menschen kaum auch nur ein Quadratmeter an Raum entfallen werde.«

HAGAKURE — Vor 350 Jahren, am 13. Juli 1659 wurde Tsunetomo (auch: Jocho) Yamamoto in Saga, Japan geboren. Auf ihn – seine mündliche Überlieferung – geht das *Hagakure* zurück, das elf Bände umfassende Lehrwerk der Samurai, die im vorindustriellen Japan den Kriegerstand bildeten. Dieser rund 1300 Lektionen umfassende Ehrenkodex ist über die Jahrhunderte auch außerhalb japanischer Zusammenhänge populär geblieben. Ähnliches gilt für *Bushido*, die aus gleicher Zeit stammende Verhaltenslehre für den japanischen Militäradel (das *Hagakure* ist als ein Niederschlag des Lebenswegs *Bushido* zu begreifen). Dieser Begriff ist heute durch den sogenannten Sänger *Bushido* in aller Munde. Der überaus beliebte deutsch-tunesische Fäkalartist, dessen gewiß spannende Biographie Bernd Eichinger gerade verfilmt, hat seinen »Künstler«namen dieser elitären Kriegphilosophie entlehnt. Hier schließt sich kein Kreis, wir nennen solches eine *contradictio in adjecto*. *Bushido* bedeutet »Weg des Kriegers« und umfaßt Tugenden wie Mut, Güte, Höf-

ZUERST VERWIRREN SICH DIE
WORTE, DANN VERWIRREN
SICH DIE BEGRIFFE, UND
SCHLIESSLICH VERWIRREN
SICH DIE SACHEN. (KONFUZIUS)

lichkeit und Pflichterfüllung. Auch nach der rituellen Selbsttötung des Dichters und gewissermaßen »letzten Samurai« Yukio Mishima (1970) ist die Reihe der Samurai-Rezipienten aus Hoch- und Popkultur ungebrochen. Man denke nur an die zahllosen Samurai-Filme der letzten Jahre! Seitdem im Bezahlruck-Verlag *Book on Demand* eine *Hagakure*-Übersetzung zum Verkaufsschlager geworden ist, haben sich zahlreiche Großverlage des Werkes angenommen, etwa Piper und 2009 Reclam – von kruden Ratgebern (*Hagakure für Führungskräfte*) ganz abgesehen. Das ist auf den ersten Blick seltsam. Yamamotos Lehren sind erstens un-, ja antipragmatisch, und die Spiritualität der Samurai ist viel weniger kompatibel als andere fernöstliche Weisheitslehren. Über ganze Strecken befaßt sich das *Hagakure* mit Techniken des Tötens. Mag sein, daß unsere postheroische Gesellschaft mit dem vorherrschenden Typus, der »nichts zu verteidigen hat außer seinen Verbraucherrechten« (M. Klonovsky), nach gerade solchen Substituten giert.

Männerarbeit war stets ein blutiges Handwerk. Diese Tatsache wird heute als nährisch betrachtet. Auseinandersetzungen werden schlaue mit Worten beigelegt und Arbeiten, die mühselig sind, werden gemieden. Ich wünsche, daß junge Männer dies wahrnehmen.

Egal, mit wem du sprichst, sieh deinem Gegenüber in die Augen. Grüße höflich und senke nie die Augen.

Es ist schlimm, daß die jungen Männer von heute so durchtrieben sind und so stolz auf ihre materiellen Güter. Durchtriebene Männer sind pflichtvergessen. Und weil sie keine Pflichten kennen, haben sie keinen Respekt vor sich selbst.

Wenn du von einem Regenschauer überrascht wirst, dann läufst du schnell. Um nicht naß zu werden. Aber auch wenn du beim Laufen die Dachvorsprünge nutzt, wirst du naß. Wenn du auf den Schauer von Anfang an vorbereitet bist, wirst du nicht überrascht sein, auch wenn du dennoch naß wirst. Das läßt sich auf alle Situationen übertragen.

Unsere Ahnen sagen: Triff eine Entscheidung innerhalb von sieben Atemzügen. Wer lange nachdenkt, verpaßt seine Chance und wird eine Arbeit nicht vollenden. Ein Krieger ist jemand, der schnell handelt. Wer von seinen Gefühlen hin- und hergerissen wird, trifft nie eine Entscheidung. Wenn du einen kühlen Kopf bewahrst, triffst du deine Entscheidung schnell.

Du sollst den Tod täglich erwarten, damit du, wenn er kommt, in Frieden sterben kannst. Laß deinen Geist jeden Morgen zur Ruhe kommen und stell dir den Moment vor, in dem du von Pfeilen, Lanzen und Schwertern zerrissen und zerfetzt, von großen Wellen hinweggespült, ins Feuer geworfen, vom Blitz getroffen, von Erdbeben verschlungen, in einen Abgrund gestürzt wirst, an Krankheit stirbst oder durch Seppuku (umgspr.: Harakiri,) deinem Meister in den Tod folgst durch einen plötzlichen Unfall: Stirb jeden Morgen im Geiste, und du wirst den Tod nicht fürchten!

Wenn du echten Mut besitzt und dein Herz frei von Zweifeln ist, wirst du das Richtige tun, wenn es drauf ankommt. Dein wahres Ich läßt sich daran erkennen, wie du handelst und wie du sprichst. Worte sind nicht dafür da, deine Gefühle zu zeigen. Dein Herz erkennen die Menschen daran, was du tust.

In China lebte einst ein Mann, der Darstellungen von Drachen über alles liebte. All seine Kleider und Möbelstücke waren mit Drachen verziert. Seine Neigung kam dem Drachengott zu Ohren und eines Tages erschien ein wirklicher Drache vor seinem Fenster. Es heißt, der Mann sei vor Angst gestorben. Vermutlich gehörte er zu dem Menschenschlag, der gern große Töne spuckt, aber sich verkriecht, wenn er mit der Realität konfrontiert wird.

(übersetzt von Hiroko Blüm)

Sezession *im Netz*

Erschrick nicht,
wenn Du feststellst,
daß Du **konservativ** bist.
Es besteht **kein**
Grund zur Sorge.

Kositza



Weißmann



Kubitschek



Lehnert



Paulwitz



Lichtmesz



Scheil



Müller



Przybyszewski



Hilfe findest Du beim
konservativen Netz-
Tagebuch unter: www.sezession.de

Manche von uns sind, wiewohl konservativen Geblütes, geborene Revolutionäre; die Zeit, die unserer bedarf, hat uns so geschaffen. Glückliche Zeiten, die solcher Männer nicht mehr bedürfen: aber auch wir sind glücklich, in ein Zeitalter geboren zu sein, in dem wir gebraucht werden. Auch das Verschwörertum hat Reize, sogar gefährliche; nur schwer besiegt die politische Einsicht die Verlockung zum Abenteuer. Beides muß in solchen Zeitläuften vorhanden sein, die Freude an der waghalsigen Sprengung und die zügelnde Herrschaft der Staatsraison: der fruchtbaren Spannung entspringen Revolutionen, – nicht ohne bald von einem, bald vom andern Pol überwältigt zu werden. Das ist eine Lebensfülle, die andere Geschlechter in philosophischen, in ästhetischen, in erotischen Kämpfen erfuhren, wie wir sie in staatspolitischen Kämpfen erfahren.

Das Auftreten eigentümlich deutscher Ideen in diesem Augenblick, die Beobachtung, daß Gedanken gleichzeitig überall spontan auftreten, ohne der Propaganda zu bedürfen, der absichtslose Gleichklang der modernen Wissenschaft (Psychologie, Völkerkunde, Biologie!) mit unsern politischen Tendenzen, kurz, alle Symptome des unwiderstehlich Kommenden erfüllen uns mit dem rauschhaften Entzücken siegender Lebensmacht: das ist der »Kairos«, wo »Blut« und »Feuer« (Ernst Jünger) den gleichen Takt haben. Das ist unsere Zeit: jetzt sind wir jung. Diesem Lebensgefühl hat sich kein Gegner zu stellen gewagt; alle befinden sich in grämlicher Verteidigung. Sie mümmeln, wir seien »antiquiert« – aber keiner hat uns darum über den Lauf einer gezogenen Pistole ins Auge zu schauen getrachtet, – denn das kann nur junges Leben, das in der Gewißheit einer Nachfolge keine Furcht vor der immer nur individuellen Vernichtung hat.

Albrecht Erich Günther: *Zwiesprache*,
in: *Deutsches Volkstum* 11 (1929), S. 639f